



32. Jahrgang · 2005 · Heft 1

Franz Steiner Verlag

Vierteljahreszeitschrift für
Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Begründet von Otto Borst



Herbert Schubert

Empirische Architektursoziologie

Matthias Hardinghaus

Moderne Stadtentwicklung in den USA

Harald Bodenschatz

Genua – Kulturhauptstadt Europas 2004

Miron Mislin

Julius Posener und die Stadtbaugeschichte

Joachim Schlör

Tagungsbericht: Stadt-Bilder

Die alte Stadt

Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Die Alte Stadt
in Verbindung mit Gerd Albers, Helmut Böhme, August Gebeßler,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Begründet von Otto Borst

Redaktionskollegium:

HANS SCHULTHEISS (Chefredakteur) – Prof. Dr. AUGUST
GEBESSLER (Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft
Die alte Stadt e.V.) – Dr. WINFRIED MÖNCH (Bespre-
chungen).

Prof. Dr. HARALD BODENSCHATZ, TU Berlin, Institut für
Sozialwissenschaften – Prof. Dr. DIETRICH DENECKE,
Universität Göttingen, Geographisches Institut –
Prof. Dr. ANDREAS GESTRICH, Universität Trier, Fachbe-
reich Geschichte – Prof. Dr. TILMAN HARLANDER, Uni-
versität Stuttgart, Institut Wohnen und Entwerfen –
Dr. HELMUT HERBST, Galerie der Stadt Waiblingen –
Prof. Dr. JOHANN JESSEN, Universität Stuttgart, Städte-
bau-Institut – Prof. Dr. RAINER JOOSS, PH Schwäbisch
Gmünd, Historisches Seminar – Prof. Dr. URSULA VON
PETZ, RWTH Aachen, Planungstheorie und Stadtpla-
nung – VOLKER ROSCHER, Architektur Centrum Ham-
burg – Prof. Dr. JOACHIM SCHULTIS, Heidelberg – Prof.
Dr. DIETER SCHOTT, University of Leicester, Dep. of
Economic and Social History – Prof. Dr. HOLGER
SONNABEND, Universität Stuttgart, Historisches Insti-
tut.

Redaktionelle Zuschriften und Besprechungs-
exemplare werden an die Redaktionsadresse
erbeten: Die alte Stadt, Postfach 10 03 55, 73726
Esslingen a.N., Marktplatz 16, 73728 Esslingen a.N.,
Tel.: (0711) 3512 3242,
Fax: (0711) 3512 2418.

Die Zeitschrift *Die alte Stadt* ist zugleich Mitglie-
derschrift der ca. 140 Städte umfassenden Arbeits-
gemeinschaft Die alte Stadt e.V.

Erscheinungsweise: Jährlich 4 Hefte
zu je 88 Seiten

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 78,- Einzelheft EUR 22,-,
jeweils zuzüglich Versandkosten. Vorzugspreis für
Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen
Studienbescheinigung EUR 59,- zzgl. Versandan-
kosten. Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet

bestellt, zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündi-
gungen des Abonnements können nur zum Ablauf
eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15.
November des laufenden Jahres beim Verlag
eingegangen sein.

Verlag: Franz Steiner Verlag Wiesbaden GmbH,
Sitz Stuttgart
Birkenwaldstraße 44, D-70191 Stuttgart; Postfach
101061, D-70009 Stuttgart
Tel.: (0711) 2582-0, Fax: (0711) 2582-408 (390),
Internet: <http://www.steiner-verlag.de>, E-mail:
cfelmik@steiner-verlag.de

Anzeigenleitung (verantwortlich): Susanne
Szoradi (sszoradi@steiner-verlag.de)

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Der
Verlag haftet nicht für unverlangt eingereichte
Manuskripte. Die der Redaktion angebotenen
Originalbeiträge dürfen nicht gleichzeitig in anderen
Publikationen veröffentlicht werden. Mit der
Annahme zur Veröffentlichung überträgt der Autor
dem Verlag das ausschließliche Verlagsrecht für die
Zeit bis zum Ablauf des Urheberrechts. Eingeschlos-
sen sind insbesondere auch das Recht zur Herstellung
elektronischer Versionen und zur Einspeicherung in
Datenbanken sowie das Recht zu deren Vervielfälti-
gung und Verbreitung online und offline.
Alle in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind
urheberrechtlich geschützt. Kein Teil dieser Zeit-
schrift darf außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ohne schriftliche Genehmi-
gung des Verlags in irgendeiner Form reproduziert
oder in eine von Maschinen, insbesondere von
Datenverarbeitungsanlagen verwendbare Sprache
übertragen werden.

Druck: Printservice Decker & Bokor, München

© 2005 Franz Steiner Verlag
Wiesbaden GmbH, Sitz Stuttgart
Printed in Germany. ISSN 0170-9364



Inhalt

Abhandlungen

HERBERT SCHUBERT, Empirische Architektursoziologie	1
MATTHIAS HARDINGHAUS, Moderne Stadtentwicklung. Zur Bedeutung kultureller Leitbilder in den USA	28

Reihe „Stadtentwicklung zum Beispiel“

HARALD BODENSCHATZ, Genua – Kulturhauptstadt Europas 2004	48
---	----

Forum

MIRON MISLIN, Warum beschäftigen wir uns mit Stadtbaugeschichte? Kritische Anmerkungen zum 100. Geburtstag von Julius Posener	65
JOACHIM SCHLÖR, Stadt-Bilder. Tagungsbericht „Urban Images and Representations during the 20th Century in Europe and beyond“	76

Autoren	81
---------------	----

Besprechungen

MARK ESCHERICH u.a. (Hrsg.) Erfurt im Mittelalter. Neue Beiträge aus Archäologie, Bauforschung und Kunstgeschichte	
FRANK MATTHIAS KAMMEL, Kunst in Erfurt 1300-1360. Studien zu Skulptur und Tafelmalerei	
RAINER MÜLLER, Mittelalterliche Dorfkirchen in Thüringen (<i>Ulman Weiss</i>)	82
RUDOLF BENL, Erfurt. Ein spätmittelalterliches Wissenschaftszentrum	
RUDOLF BENL, 250 Jahre Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt (<i>Ulman Weiss</i>)	84
PETER BLICKLE / ANDREAS SCHMAUDER, Die Mediatisierung der ober-schwäbischen Reichsstädte im europäischen Kontext	
RAINER REDIES / ANDRÉ WAIS (Hrsg.), Reichsstädte im deutschen Südwesten (<i>Max Plassmann</i>)	85

VOLKER ZIEGLER, Die Familie Jobst und das Chinin; BEATE MACK, Leben und Werk von Fridrich von Jobst (<i>Wolfgang Kress</i>)	88
ANDREAS KÖNIG u.a. (Hrsg.), Höxter. Geschichte einer westfälischen Stadt (<i>Immo Eberl</i>)	89
INGRID SCHEURMANN u.a., Kulturerbe bewahren. Förderprojekte der Deutschen Stiftung Denkmalschutz (<i>Dieter Martin</i>)	90
ROLF LINDNER, Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung (<i>Karoline Brombach</i>)	91
Eingegangene Bücher 2004	94

Herbert Schubert

Empirische Architektursoziologie¹

1. Einleitung

Architektursoziologische Fragestellungen führen – im Gegensatz zur Architekturpsychologie² – ein Schattendasein.³ Während die Stadt als soziales Aggregat und das Wohnen im Laufe der vergangenen Jahrzehnte in der Soziologie intensivere Beachtung fanden, wurde die gebaute Umwelt als wissenschaftlicher Gegenstand vernachlässigt, als sei das materiale Substrat menschlicher Siedlungen soziologisch nicht relevant. Erst seit einigen Jahren wird wieder dafür plädiert, den soziologischen Raumbegriff ausdrücklich auf den architektonischen Raum auszuweiten.⁴

Die vorliegende Abhandlung will einen Beitrag dazu leisten, indem das Modell einer empirischen Architektursoziologie gezeichnet wird. In einer ‚abgrenzenden Verwandtschaft‘ zur Sozialraumanalyse,⁵ die auf soziale Strukturen, Wahrnehmungen und Verhaltensmuster des Städtischen fokussiert ist, wird im Folgenden ein Mehrebenenmodell entwickelt, das gebaute Manifestationen und ihre Planunterlagen als Gegenstände der soziologischen Erfahrungsbildung erschließt. Dabei geht es nicht um eine „Soziologie für Architekten“, wie sie in den 1970er Jahren verbreitet war,⁶ sondern um die Vertiefung eines soziologischen Verständnisses von Architektur, wie es beispielsweise Gleichmann⁷ schon frühzeitig exemplarisch vorgeführt hat. Danach repräsentieren städtische Ensembles, Gebäude, ihre internen Strukturen und Nutzungen sowohl den Stand als auch die Entwicklung der gesellschaftlichen Integration und können folglich als empirische Zeugen ‚befragt‘ werden, um soziale Figuren, Abhängigkeiten und Schichtungen zu studieren.

1 Vortrag in der Ad-hoc-Gruppe „Architektursoziologie“ während des 32. Soziologiekongresses am 07. Oktober 2004 in München.

2 Vgl. z.B. P.G. Richter (Hrsg.), Architekturpsychologie. Eine Einführung, Lengerich u.a. 2004.

3 Vgl. B. Schäfers, Zur Begründung einer Architektursoziologie, in: Soziologie 33 (2004), S. 35-48.

4 Vgl. B. Schäfers, Architektursoziologie. Grundlagen, Epochen, Themen, Opladen 2003.

5 Vgl. M. Riege / H. Schubert (Hrsg.), Sozialraumanalyse: Grundlagen – Methoden – Praxis, 2. verbesserte Auflage, Wiesbaden 2005.

6 Vgl. z.B. G. Feldhusen, Soziologie für Architekten. Grundlagen der Architekturplanung, Stuttgart 1975.

7 P.R. Gleichmann, Die Verhäuslichung körperlicher Verrichtungen, S. 254-278, in: P.R. Gleichmann / J. Goudsblom / H. Korte (Hrsg.), Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Frankfurt/Main 1979.

2. Architektur im Zivilisationsprozess

Architektur und Architektursoziologie repräsentieren zwei grundsätzlich verschiedene Modi. Die „Architektur“ setzt als professionelles Know-how auf drei Ebenen an, um vorgefundene Räume bzw. Raumsituationen zu gestalten: (1) Technologisch hat sie das Ziel, Naturgewalten zu beherrschen und Menschen vor Naturereignissen zu schützen. (2) In organisatorischer Hinsicht strebt sie eine Passgenauigkeit der architektonischen Produkte sowie ihres Herstellungsprozesses in die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse an. (3) Und unter zivilisatorischem Blickwinkel sollen Architekturprodukte der Vielfalt individueller Nutzungsmuster sowie Ansprüche und inneren Haltungen gerecht werden.⁸ Insofern ist der Entwicklungsprozess von Architektur davon geprägt, auf diesen drei Handlungsebenen ein hohes Maß an Kontrolle über den Raum zu erreichen und die Raumnutzung zu regulieren.

Die „Architektursoziologie“ beschäftigt sich demgegenüber reflexiv mit der „sozialen Produktion des Raumes“ (Henri Lefebvre). Im Blickpunkt stehen auf einer wissenschaftlichen Metaebene nicht nur die Produkte gebauter Raummuster, sondern auch der vielschichtige Prozess ihrer Entstehung, Herstellung und Nutzung. Zum besseren Prozessverständnis müssen auch die Figurationen der am Prozess beteiligten Akteure und darin die Stellung der Architekten als professionelle Kernakteure analysiert werden. Soziologisch ist von Interesse, in welcher Weise Architektur die jeweilige Gesellschaft spiegelt und die Figurationen der Architekturproduktion das Niveau der gesellschaftlichen Integration sowie Abhängigkeitsketten repräsentieren. Denn in der sozialen Produktion von Raum fungiert die Architektur als Mittel, den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft ihren Ort und ihre Stellung im Gemeinwesen zuzuweisen. Über architektonische Gestaltungsstandards werden dabei die Vorstellungen von sozialer Einheit über Bilder von Anordnungen sowie Formen gebauter Umwelten manifestiert.

Dieses Verständnis von Architektursoziologie lässt sich mit Bezügen zur Zivilisationstheorie tieferschärfer ausleuchten. In seinen zivilisationstheoretischen Untersuchungen hat Norbert Elias aufgedeckt, dass die gesellschaftliche Entwicklung in einer weit zurückschauenden Perspektive von langfristigen Trends geprägt wird wie:⁹ (a) die zunehmende Differenzierung der gesellschaftlichen Funktionen; (b) die Zunahme der gegenseitigen Abhängigkeit unter den Menschen, die sich durch die Verlängerung der Interdependenzketten im Rahmen der funktionalen Differenzierung erhöht; (c) die Verringerung der gesellschaftlichen Machtunterschiede; und (d) die fortschreitende Zivilisierung der Individuen in Richtung einer zunehmenden und gleichmäßigeren Zurückhaltung der Affekte.

8 Vgl. N. Elias, Was ist Soziologie?, München 1970, S. 173.

9 N. Elias, Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bände, Frankfurt/Main 1980.

Insbesondere die veränderte Persönlichkeitsstruktur und die global verlängerten Abhängigkeiten haben Folgen für die Produktion des ‚Siedlungsraumes‘ (im Unterschied zur ‚Kulturlandschaft‘). So sind im historischen Rückblick einige Veränderungen zu konstatieren. Das verdichtete Interdependenzgeflecht der Bevölkerung in den Städten – in Folge wachsender Größe und wachsenden Differenzierung – auf der einen Seite und die veränderte Stellung des Individuums auf der anderen Seite führten zu folgenden Auswirkungen:¹⁰

- (1) *Reduzierte Raumbindung der Individuen*: Die Menschen sind weniger lokal an einzelne Siedlungsräume gebunden, sondern in ihren Wegen und geografischen Beziehungen zunehmend auf eine größere räumliche Ferne ausgerichtet.
- (2) *Geringere Kontraste zwischen Räumen*: Die zunehmende Verringerung der Abhängigkeit des einzelnen Menschen von den lokalen Beziehungsnetzwerken verursachte einen fortschreitenden Verlust lokaler Gestaltungsstandards und trug somit schrittweise zu einer überregionalen Vereinheitlichung der Gestalten des Siedlungsraums sowie der architektonischen Standards bei; traditionelle lokale Gestaltungsformen werden in diesem Zusammenhang ‚musealisiert‘.
- (3) *Psychologisierung der Räume*: Mit der ‚Selbsterfahrung‘ der Individuen werden auch die Siedlungsräume und ihre Elemente ‚psychologisiert‘; d.h. die Räume der Gemeinde, der Stadt oder der Region bzw. die Gestalten der gebauten Umwelt in diesen Siedlungskontexten werden vermehrt nach persönlichen Erfahrungsmomenten bewertet.

Vor diesem Hintergrund können der Raum und seine architektonisch geschaffenen Elemente nicht unabhängig von der Genese verdinglicht werden. Architektur ist im Gegenteil als Prozess wahrzunehmen, in dem sich eine *Zivilisierung und Rationalisierung der Siedlungsräume* vollziehen. In der Architektursoziologie werden der Raum und seine architektonischen Elemente daher nicht als isolierte Gegenstände betrachtet. Die Architektur wird vielmehr als *sozialräumlicher Prozess* aufgefasst, in dem sich mit den Sozialfiguren korrespondierend auch die Gestaltfiguren wandeln.

3. Architektur als Spiegel gesellschaftlicher Figurationen

Das typische Grundschema der vorherrschenden „Verbegrifflichung“ im soziologischen Diskurs wird vermieden, wenn Architektur nicht auf Gegenstände reduziert wird. Statt die zu beschreibenden Phänomene in der Wortbildung zu verdinglichten Elementen zu objektivieren, wird in der Architektursoziologie die Perspektive eingenommen, die im Prozess der Architektur enthaltenen personalen, aber auch räum-

¹⁰ H. Schubert, *Städtischer Raum und Verhalten. Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raumes*, Opladen 2000.

lich-materialen Interdependenzen besonders zu berücksichtigen, wofür von Norbert Elias der Begriff der „Figuration“ geprägt wurde.¹¹

Um welche Figurationen geht es bei „Architektur“? Im Kontext müssen auf der einen Seite die Zusammenhänge zwischen wachsenden sozialen Abhängigkeiten unter den Menschen im Allgemeinen, die über die Städte sowie Regionen hinausreichen, sowie die Abhängigkeiten unter Professionellen der Raumproduktion im Besonderen und auf der anderen Seite die Zusammenhänge zwischen den architektonischen Gestaltungs- sowie den gesellschaftlichen Nutzungsformen wahrgenommen werden. Anders formuliert repräsentiert die Architektur – soziologisch betrachtet – auf der zeithistorischen Achse immer den jeweiligen Stand der Soziogenese, d.h. der gesellschaftlichen Entwicklung, und der Psychogenese, d.h. der Entwicklung der einzelnen Menschen als Individuen.

In den Untersuchungen über „die höfische Gesellschaft“ hat sich Norbert Elias mit „Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen“ beschäftigt¹² und damit für dieses Verständnis der Architektursoziologie einen paradigmatischen Grundstein gelegt. Das Schlossgebäude des 17. und 18. Jahrhunderts beispielsweise wird als das sichtbare Produkt der Wechselwirkungen zwischen der Größe des Territoriums und der Struktur des königlichen Hofes interpretiert. Bestimmte Typen der Raumgestaltung charakterisieren gesellschaftliche Integrationsformen: In der höfischen Gesellschaft entsprach der gesellschaftlichen Figuration eine bestimmte Ausgestaltung des Raumes, seien es beispielsweise Größe und Grundriss der städtischen Hotels für den höfischen Adel oder seien es die strukturellen Merkmale des Familienhauses für das Bürgertum.¹³ Elias beschreibt, dass die Differenzierung der höfischen Gesellschaftsräume in Bereiche für relativ vertraute Kontakte und in Räume für den offiziellen gesellschaftlichen Verkehr architektursoziologisch eine Analogie zur Differenzierung der Räume in private und berufliche Bereiche in der späteren bürgerlichen „Berufsgesellschaft“ darstellt.¹⁴ Während in dieser die Größe und Gestaltung eines Hauses Ausdruck der privaten oder beruflichen Nutzung ist, vermittelt die Architektur in jener vor allem den Rang und den Stand. „Ein Herzog, der nicht wohnt, wie ein Herzog zu wohnen hat, der also auch die gesellschaftlichen Verpflichtungen eines Herzogs nicht mehr ordentlich erfüllen kann, ist schon fast kein Herzog mehr“.¹⁵ Auch die Maßstäbe für die Häuser der unteren Schichten transportieren Informationen über den Rang der Bewohner, weil der Zwang zur Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit die Hausgestalt tief greifend prägen.

11 N. Elias (s. A 8), S. 9 f.

12 N. Elias, Die höfische Gesellschaft, Neuwied, Berlin 1969, S. 68 ff.

13 Vgl. K. Weresch, Wohnungsbau im Wandel der Geschlechterverhältnisse, Hamburg 2004.

14 N. Elias (s. A 12), S. 83 f.

15 Ebda., S. 99.

Kulturelle Formen, die in der historischen Rezeption ästhetisch im Allgemeinen auf einen bestimmten Stil reduziert werden, stellen architektursoziologisch ein differenziertes Ausdrucksgefüge „sozialer Qualitäten“ dar: „... der Architekt bemüht sich, in der Gestaltung und Ausschmückung des Hotels den sozialen Status seines Bewohners unmittelbar sichtbar zu machen“, schreibt Elias über die höfische Gesellschaft.¹⁶ Die Größe, der Prunk und die Ornamentierung eines Hauses können als Ausdruck der gesellschaftlichen Schichtung gewertet werden. Elias verweist darauf, dass aus der „differenzierten Durchbildung des Äußeren als Instrument der sozialen Differenzierung“ und aus der „Repräsentation des Ranges“ durch die Form der Häuser sowie des Lebensstils empirisch die Hierarchie von König, hoher Schwertadel, hoher Klerus, Korps der Gerichts- und Verwaltungsbeamten, mittleren und unteren Schichten der absolutistischen Ständegesellschaft abgeleitet werden kann.¹⁷

Werden diese Untersuchungen von Norbert Elias verallgemeinert, dann muss Architektursoziologie als Erstes aus den baulichen Substraten und Raumgestalten zu entschlüsseln versuchen, inwieweit sie reziproke und polare Abhängigkeiten zwischen den Menschen widerspiegeln. Als Zweites muss Architektursoziologie Produkte und Prozesse von Architektur danach bewerten, ob und wie sie mit dem Angebot bestimmter Raumnutzungen psychische Dispositionen von Menschen aufgreift und dadurch Individuen im Verhalten bindet. Als Drittes gilt die Aufmerksamkeit räumlichen Symbolen – von den Gebäuden bis hin zu Wappen, Fahnen oder Schildern. Denn über diese gestalteten Gegenstände erzeugt ein räumlich erweitertes „Ich-, und „Wir-Bewusstsein“ Gefühlsbindungen und stellt somit einen sozialen Zusammenhang her.¹⁸

4. Symboltheoretische Perspektive

Neben den figurationssoziologischen Zugängen verdanken wir Norbert Elias auch einen symboltheoretischen Zugang zur Architektursoziologie. Im Blickpunkt steht dabei die Fähigkeit zur Sendung und zum Empfang von Botschaften auf der Ebene räumlicher Gestaltungsmuster. Symboltheoretisch lässt sich die Architektursoziologie unterscheiden nach der in den Raum eingebetteten Architekturgestaltung als erste Symbolebene und nach der Raumkultur als zweite Symbolebene.

In seinen grundsätzlichen Überlegungen zu einer „Symboltheorie“ hebt Norbert Elias hervor, dass Menschen durch den Erwerb der Fähigkeit zu Sendung und Empfang von Botschaften – im Allgemeinen in der kodifizierten Form einer gesellschaftlichen Sprache und im Speziellen in der Form professioneller Fachsprachen – die

16 Ebda., S. 92.

17 Ebda., S. 98.

18 N. Elias (s. A 12), S. 150.

vier Dimensionen der Raum-Zeit erweitern.¹⁹ Die „fünfte Dimension“ der Symbole dient den Menschen als Mittel der Kommunikation und der Identifizierung. Alle Gegenstände und Ereignisse werden mit Symbolfunktionen dargestellt, und die Akteure werden zu Subjekten und Objekten einer Symbolkommunikation.

Dazu zu zählen sind sowohl die Orientierung als auch die Gegenstände, die Akteure und die temporalen Ereignisse im Raum. Die gebauten Elemente werden von der Profession der Architekten in standardisierten Formen symbolisch gestaltet. Die soziale Produktion des Raumes erfolgt somit über symbolische Repräsentation. Die Struktur von Räumen wird durch ihre soziale Funktion als Kommunikationsprozess wesentlich mitbestimmt. Dieses ist bereits Bestandteil der Planungs- und Gestaltungsaufgaben, die von Architekten mit dem Instrumentarium der technischen Zeichnung auf Grundlage der euklidischen Geometrie gelöst werden. Bezogen auf den öffentlichen Raum der Straßen, Plätze und Freiflächen wird Architektur im eigenen Selbstverständnis auf eine Gestaltungsaufgabe reduziert, als ob es nur darauf ankäme, individuelle Gestalt-Vorstellungen wirkungsvoll im ‚leeren Raum‘ wie auf dem leeren Blatt Papier zu artikulieren. Der städtische Raum wird über die Komposition von Fluchtlinien, Baugrenzen, Stockwerkszahlen, Dachformen, Straßen- und Gehwegbelag, Bepflanzungen mit Bäumen und Hecken, Beleuchtungskörpern, Straßmöbel, Haltestellen des öffentlichen Personennahverkehrs usw. als Zeichensystem erzeugt.

Öffentliche Straßenräume werden als Produkt von Häusern gelesen, weil ihre Aneinanderreihung zu einprägsamen städtischen Raumkanten führt.²⁰ Umschlossene Straßenräume trennen in einer „qualifizierten Dichte“ privaten und öffentlichen Raum voneinander ab; die Hauswände haben die Funktion sinnlich erfahrbarer Trennelemente und die Fenster die Funktion von Verbindungselementen. Christopher Alexander und seine Mitarbeiter haben darauf in der „Pattern-Language“ Bezug genommen. Danach werden Außenräume nicht als bloße Restflächen zwischen den Gebäuden verstanden; die Gestaltung und Anordnung der Bebauung dient vielmehr der Schaffung eines „positiven Außenraumes“ mit erfahrbaren Raumkanten.²¹

Die symbolische Erzeugung des Raumes mit planerischen Mitteln ist ein Thema der Semiotik, die den Blick auf die Regeln richtet, nach denen die symbolischen Zeichen verständlich kommuniziert werden. Die semiotischen Forschungsgebiete fallen sehr zahlreich aus, weil sie alle Symbolprozesse einbeziehen. Das Spektrum umfasst folgende Kommunikationssysteme: Kommunikation durch Berührung, Geruchssignale, Geschmackscodes, die Paralinguistik von Stimmtypen und Ausdrück-

19 N. Elias, *Symboltheorie*, Frankfurt/Main 2001, S. 76 f.

20 A. Feldtkeller, *Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raumes*, Frankfurt/M., New York 1994, S. 81.

21 C. Alexander / S. Ishikawa / M. Silverstein u.a., *Eine Muster-Sprache. Städte - Gebäude - Konstruktion*, Wien 1995, S. 558 ff.

ken der Stimme, Gestensprache und Körperstellungen, musikalische Codes, formalisierte, geschriebene und natürliche Sprachen, visuelle Kommunikation, kulturelle Codes, ästhetische Botschaften, Massenkommunikation und Systeme von Objekten.²²

Zu den „Systemen von Objekten“ gehören Architektur, Städtebau und die Gestaltung des Raumes mit Objekten, denn alle Kulturphänomene sind Zeichensysteme und somit Gegenstand von Kommunikation. So ist ein Gebäudeensemble an einem Stadtplatz auf der physikalischen Ebene aus bestimmten Materialien hergestellt, erfüllt auf der mechanischen Ebene bestimmte Funktionen, hat auf der ökonomischen Ebene einen spezifischen Tauschwert und repräsentiert auf der sozialen Ebene sowohl einen Gebrauchswert als auch einen definierbaren Status. Die symbolische Gestaltung des Raumes mit den Mitteln von Architektur und Stadtplanung erzeugt eine erste Symbolebene. Als weitere Symbolebene sind die Zeichenprozesse der räumlichen Alltagskultur zu beachten, die die erste Symbolebene in Gestalt „gelebter Räumlichkeit“ überlagern.

4.1 Raumgestaltung als erste Symbolebene

Architektur, Design und Städtebau stellen als Systeme von Zeichen Konstrukte von Kontexten mit gesellschaftlicher Funktion und symbolischer Bedeutung dar.²³ Privates Haus, öffentliches Gebäude oder Platz zum Beispiel sind als ikonische Codes Gegenstand kommunikativer Bedeutungen, die verschiedene Verhaltensweisen induzieren. Dabei ist zwischen der Funktion und ihrer symbolischen Bedeutung zu differenzieren: Ein Fenster beispielsweise bezeichnet im engeren Sinn die primäre Gebrauchsfunktion (erste Funktion) einer auf verschiedene Weise nützlichen Verbindung zwischen Innenraum und Außenraum. Aber die Form und Größe von Fenstern, ihre Anordnung und Anzahl auf der Fassade lösen beim Betrachter darüber hinausgehende Bedeutungen aus. Dabei entstehen im Allgemeinen verschiedene Arten der Auffassung von der Funktion eines Fensters und nehmen als ideologische Vorstellung von Wohnen und Nutzen eine symbolische (zweite) Funktion an.²⁴

Menschen lernen nicht, ein Haus zu bewohnen oder einen öffentlichen Platz zu beleben, wenn sie nicht die Richtungen der Nutzbarkeit erkennen, die das Haus oder der Platz als Zeichenkontext – bezogen auf einen bekannten Code – suggerieren. Renato De Fusco hebt dazu den Stellenwert der „kollektiven Vorstellungswelt“ hervor.²⁵ Sowohl die Entscheidungsgruppe von Architekt, Stadtplaner, Bauherr und

22 U. Eco, Einführung in die Semiotik, München 1972, S. 20-26.

23 Ebda., S. 295.

24 Ebda., S. 307.

25 R. De Fusco, Architektur als Massenmedium. Anmerkungen zu einer Semiotik der gebauten Formen, Gütersloh 1972. S. 158.

Bauunternehmer als auch die Partizipationsgruppen der Benutzer orientieren sich an einem zeitspezifischen Vorrat von symbolischen Werten, der über die gestalterische Formensprache zur Sinnproduktion benötigt wird. Die semantische Kapazität wohnt dabei nicht den gestalterischen Zeichen inne, sondern entsteht erst in den Händen der Menschen, die sich dieser Instrumente bedienen.

Der durch Architektur und Städtebau gestaltete Siedlungsraum ist prinzipiell polyfunktional und kann mehrere Bedeutungsdimensionen aufweisen.²⁶ Neben der (a) unmittelbaren Gebrauchsfunktion sind (b) die historische, auf architekturgeschichtliche Konventionen bezogene Funktion, (c) die sozioökonomische, auf den Sozialstatus und die ökonomischen Mittel des Bauherrn verweisende Funktion, (d) die Funktion für zwischenmenschliche Interaktionen, (e) die individuelle, auf das Spezifische eines Bauwerks oder eines Ensembles verweisende Funktion und schließlich (f) die ästhetische Funktion zu nennen. Was wir als sichtbaren Siedlungsraum bezeichnen, beruht auf den assoziativen Beziehungen der Codes, die diese Funktionen symbolisch kommunizieren.²⁷

Wenn ein städtischer Raum als architektonisches und städtebauliches Objekt gelesen wird, sind Interpretationsregeln anzuwenden. Als Bezugsrahmen werden meistens typologische Codes gewählt, die eindeutige Gestaltfiguren wie „Kirche“, „Bahnhof“ oder „Park“ anzeigen.²⁸ Umberto Eco hat für die *Klassifizierung der architektonischen Codes* folgenden Katalog aufgestellt:²⁹ (1) Syntaktische Codes wie (a) die strukturelle Logik der architektonischen Formen von Balken, Decke, Gewölbe, Auflager, Bögen, Pfeiler, Platten, (mehrgeschossige) Betontragwerke, Wände etc.; (2) semantische Codes von Elementen wie (a) Elemente, die primäre Funktionen anzeigen – etwa Dach, Terrasse, Mansarde, Kuppel, Fenster, Verbindungen durch Treppen, Rampen oder Brücken, (b) Elemente, die ideologische Bedeutungen als zweite Funktionen transportieren wie Giebel, vertikale oder horizontale Stützzeichen – z.B. Säulen, (c) Elemente, die Raumprogramme beschreiben und Ideologien des Wohnens bzw. der Nutzung beinhalten wie die konstitutiven Zeichen, aus denen Funktionen wie Esszimmer, Gemeinschaftssaal, Straße, Fußgängerzone etc. abgelesen werden können; (3) semantische Codes von typologischen Gattungen wie (a) die sozialen Typen von Wohnblock, Einfamilienhaus, Krankenhaus, Schule, Bahnhof usw., (b) die unterschiedlichen funktionalen Typen gebauter und gestalteter Umwelt, die sich in Verkehrsfunktionen, Versorgungsfunktionen, Nachbarschaftsfunktionen oder ökologischen Funktionen zeigen.

26 W. Nöth, *Handbuch der Semiotik*, 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart, Weimar 2000, S. 444 f.

27 R. De Fusco (s. A 25), S. 153.

28 U. Eco (s. A 22), S. 326.

29 Ebda., S. 329.

In der europäischen mittelalterlichen Stadt lassen sich diese Strukturelemente noch „lesen“: Die semantisch hervorgehobenen Elemente von Stadtmauer, Kathedrale, Palast, Kirchen sowie Plätzen und der kontradiktorische Zusammenhang mit den Wohnhausensembles, deren Fassaden, Stockwerke und Standorte nach Ständen differenzierten und somit im Stadtgefüge unterschiedlich ausgebildet waren, repräsentierten das sozialräumliche Sinnsystem und die zentralen Rollen von Religion, Feudalordnung und gemeinschaftlichen Interessen.³⁰ Mit der sich funktional ausformenden Stadt seit dem 19. Jahrhundert bildet sich die Mitteilungsfunktion der räumlichen Materialkultur zunehmend zurück. Verbalsysteme ersetzen Materialsymbole, das direkte Zeichen – z.B. des Wortes oder des Bildes – ersetzt das indirekte Symbol in der gebauten Umwelt.

Einen grundlegenden Beitrag zum Lesen des sozialen Siedlungsraumes hat auch die „Proxemik“ von Edward T. Hall geleistet.³¹ Dabei stehen die Abstände zwischen Objekten und Menschen im Siedlungsraum im Blickpunkt. Räumlichkeit resultiert aus den persönlichen und sozialen Distanzen, die die Struktur der individuellen Intimitäts- und Sozialitätssphären repräsentieren. Die Proxemik lässt sich nach fixen, semifixen und informellen Konfigurationen unterscheiden: (a) *Fixe Konfigurationen* treten beispielsweise als urbanistische Grundrisse mit festgelegten Gebäudeblöcken gegenüber. Durch die Bestimmung des Straßenverlaufs, der Grundstücksnummerierung und der Bebauungsform wird die räumliche Distanzstruktur vollständig definiert. (b) *Semifixe Konfigurationen* prägen das Verhältnis von inneren und äußeren Räumen in zentripetaler oder zentrifugaler Weise. Während Bahnhöfe im Allgemeinen eine zentrifugale, also nach außen gerichtete Räumlichkeit aufweisen, ist der Grundriss eines öffentlichen Platzes, um den herum sich die Häuser gruppieren, meistens zentripetal nach innen ausgerichtet. Die räumliche Distanzstruktur zeigt Richtungen an, aber bleibt relativ variabel. (c) *Informelle Konfigurationen* werden von den Akteuren gewöhnlich unbewusst kodifiziert. Beispiele sind die Gestaltung der intimen Distanzen in einer überfüllten U-Bahn, die Gestaltung sozialer Abstände in geschäftlichen Beziehungen oder auch die Figur der öffentlichen Distanzen, wie sie in Mustern des Abstands zu anderen beim Verweilen im öffentlichen Raum zu erkennen sind. Lebensweltliche Räume werden von mikrokulturellen Mustern der Proxemik und in entsprechender Weise lassen sich für Architekturräume meso- und makrokulturelle Muster der Proxemik darstellen.

Diese Kodifizierungen prägen die symbolischen Grundstrukturen des sozialen und des gebauten Raumes. Hall verweist dabei auf kulturelle Differenzen:³² In „mo-

30 R. Alber, New York Street Reading. Die Stadt als beschrifteter Raum. Dokumentation von Schriftzeichen und Schriftmedien im Straßenraum und Untersuchung ihrer stadträumlichen Bedeutung am Beispiel von New York, Dissertation, Tübingen 1997, S. 26.

31 Zitiert nach U. Eco (s. A 22), S. 344 ff.

32 Ebda., S. 348.

nochronischen“ Kulturen, zu denen auch die deutsche zu zählen ist, sind die Menschen darauf ausgerichtet, nur eine Sache auf einmal zu erledigen. Deshalb findet das gleichzeitige Nebeneinander von Aktivitäten im Raum nur wenig Akzeptanz. Für „polychronische“ Kulturen – wie die südeuropäisch-lateinischen – ist das Nebeneinander von Aktivitäten und Objekten im Raum hingegen typisch; dies wird aus einem monochronischen Blickwinkel häufig als ‚Unordnung‘ auf der sozialen Ebene und als ‚Vielfalt‘ auf der baulichen Ebene wahrgenommen.

Die räumliche Anordnung der Stadt stellt ein kommunikatives Faktum dar, das sich im zeitlichen Entwicklungsprozess wandelt. In eindrucksvoller Weise zeigen das die Großsiedlungen der 60er und 70er Jahre. Die Gemeinschaftsideologie, die aus dem Stadtnetz und dem Aussehen der Gebäude hervorgehen sollte, hat inzwischen anderen Anschauungen vom Leben in der Gesellschaft Platz gemacht. In Bezug auf die Ausgangsentwürfe haben die Städtebauer und Architekten nichts falsch gemacht. Problematisch war lediglich, dass sich die Ausgangsentwürfe auf ein System von gesellschaftlichen Beziehungen stützten, das als dauerhaft betrachtet wurde, während in Wirklichkeit der Wandel der Ereignisse die Umstände, in denen die städtebaulichen und architektonischen Zeichen interpretiert werden sollten, verändert hatte, und damit auch die städtische Großsiedlung als Kommunikationsfaktum.³³

4.2 Raumkultur als zweite Symbolebene

Seit dem 19. Jahrhundert verliert die erste Symbolebene an Bedeutung gegenüber der zweiten Symbolebene des „immateriellen Zeichendampfs“ bzw. einer bloßen Zeichen- und Medienrealität.³⁴ Die von Architektur und Städtebau geprägten Zeichensysteme des Raumes werden sozusagen überlagert von Zeichenprozessen der räumlichen Alltagskultur. Die Semiotik der Gegenstände und Artefakte des räumlichen Alltags deckt ein breites Spektrum von Mythen und Ideologien des Alltäglichen ab. Nöth fasst darunter folgende Themenkreise zusammen:³⁵ (1) die *semiotisierte natürliche Welt im Alltag*, die von Parklandschaften in der Stadt über die Straßenrandbegrünung und den Garten am Haus bis zur Zimmerblume am Fenster reicht; (2) die *semiotisierte gebaute Welt im Alltag*, die von Gebäudestrukturen, öffentlichen Plätzen und Verkehrswegen geprägt wird; (3) *Zeichen- und Kommunikationssysteme*, die im Raum vor allem in der Form von Straßenverkehrszeichen, gebrauchsgrafischen Instruktionen und alltäglichen Inschriften wahrnehmbar sind, aber im privaten und innerhäuslichen Bereich auch von Fernsehen, Internet und Telefon ergänzt werden; (4) *Artefakte des Alltags*, worunter vor allem Konsumgüter wie Woh-

33 Ebda., S. 355.

34 R. Alber (s. A 30), S. 28.

35 W. Nöth (s. A 26), S. 518.

nungseinrichtungen, die Gestaltung von Spielbereichen, die Behältnisse für Abfall und Müll, Automobile, alltägliche Designobjekte wie Kleidung und Uhren, aber auch die Einkaufsorte wie der Supermarkt fallen; (5) die *Soziosemiotik des Alltags* beginnt beim Familienleben, beinhaltet die Kinder- und Jugendkultur, die Formen der Automatisierung und der angewandten Technologie und umfasst auch die verbreiteten Umgangsformen und Höflichkeitsrituale sowie schließlich auch eine verbindende Kollektivsymbolik; (6) *Freizeitkultur* von Sportaktivitäten über Popmusik bis hin zum Vereinswesen; (7) *Esskultur*, die Ernährungsgewohnheiten wie Lebensmittel- und Speisepläne, Kochtraditionen oder auch den Stellenwert von Fast Food umfasst.

Auch wenn diese Merkmale unter die Begriffe des Repetitiven und des Gewohnten subsumiert werden, repräsentieren sie doch relevante Kennzeichen der gelebten Symbolstruktur von gebauter Umwelt. Denn auch die lineare oder zyklische regelmäßige Wiederkehr des Gleichen eignet sich zur Charakterisierung sozialer und räumlicher Qualitäten. Die Gleichförmigkeit von Zeitpunkten bestimmter Ereignisse, ihre Zeitdauer sowie ihr Abfolgemuster eignen sich, signifikante Differenzen zwischen verschiedenen Räumen – wie zum Beispiel zwischen einem industriebezogenen Wohnquartier und einem Quartier der Dienstleistungsberufe – herauszuarbeiten. Die Architektur bleibt nicht unabhängig davon, weil sie über die Gestaltung der Gebäude und Freiflächen Voraussetzungen für die gelebte Symbolstruktur schafft.

Aussagekräftig ist darüber hinaus der Strukturwandel alltäglicher Zeichensysteme:³⁶ (a) Zuerst ist die zunehmende Ersetzung öffentlicher auditiver durch visuelle Zeichen zu konstatieren (z.B. vom mittelalterlichen Ausrufer zum Großbildschirm im öffentlichen Raum). (b) Zweitens wächst die Zahl indexikalischer Zeichen wie Kontrollsignale (Warnlampen, Überwachungssysteme), Verkehrszeichen und Verkehrsleitsysteme, die Differenzierung von Wegen wie z.B. die Markierung von Fahrstraßen, Fuß- und Radwegen, die Kennzeichnung von Industrie- und Handelsstandorten, die Beschilderung von Straßen und Gebäuden sowie Verbots- und Gebotschilder aller Art. (3) Daneben ist ein Rückgang traditioneller Zeichengebräuche wie die Verwendung von Trauerkleidung, Trachten von Berufsgruppen oder die Beflaggung von Kirchen zu religiösen Feiertagen festzustellen. Dieser Wandlungsprozess ist einerseits von einer ‚Resemantisierung‘, d.h. von einer Aufladung der alltäglichen Zeichen mit neuen Bedeutungen – beispielsweise die Ästhetisierung eines alten Gebäudes – gekennzeichnet; andererseits ist eine ‚Desemantisierung‘ zu beobachten, wenn den räumlich gestalteten Zeichen der Alltagswelt – zum Beispiel ein Kriegerdenkmal – frühere Bedeutungen entzogen werden.

36 Ebda., S. 523.

5. *Machttheoretische Perspektive*

Schließlich lässt sich aus den Arbeiten von Norbert Elias auch ein machttheoretischer Zugang zur Architektursoziologie ableiten. Er beschreibt „eine spezifische Verlagerung der Machtgewichte“ im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts:³⁷ Die Machtdifferenziale sowohl zwischen einzelnen Menschen als auch zwischen Akteursgruppen verringern sich, weil im Rahmen gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse „alle gesellschaftlichen Beziehungen in der Richtung auf in höherem Maße reziproke und multipolare Abhängigkeiten“ transformiert werden.

Wenn der Fokus dieser Perspektive auf die Figuration der Raumproduktion gerichtet wird, lässt sich eine Verschiebung der Stellung von Professionellengruppen erkennen, die für die Planung und Realisierung architektonischer Raumgestaltungen verantwortlich sind. Im klassischen Verständnis zählen dazu allein die Architektinnen und Architekten, aber in den gesellschaftlichen Differenzierungsprozessen sind die figurativen Verantwortungskontexte der Raumproduktion dichter geworden. Neben der horizontalen Ausdifferenzierung in regulierende Architekten in der kommunalen Administration, entwerfende Professionelle auf dem Markt der Produktion von Raumbildern und kontrollierende Ingenieure während der Realisierung ist eine vertikale Differenzierung der Figuration zu konstatieren, weil sich die Abhängigkeiten der beteiligten Architekten in der Auseinandersetzung mit Investoren, Bauherren, Kreditwirtschaft, Öffentlichkeitsmedien, Nachbarn, bürgerschaftlichen Interessengruppen und nicht zuletzt anderen ingenieurwissenschaftlichen Professionen – wie z.B. Bauingenieure, Baurechtler, Ökologen, Landschaftsarchitekten – außerordentlich komplex gestalten. Im historischen Rückblick zeigt sich ein Wandel von der hierarchischen feudalistischen Figuration, in der der Baumeister – quasi dem König gleich – als Oberbefehlshaber die Erstellung des gebauten Raums dirigiert, zu einer ausgewogenen Machtbalance in der Gegenwart, in der Architekten in ökonomisierten Figurationen die Rolle von ‚Vernetzern‘ zukommt.

6. *Wege der empirischen Annäherung an Architektur*

Die skizzierten symbol- und machttheoretischen sowie figurationssoziologischen Überlegungen weisen einen Weg zur empirisch-soziologischen Annäherung an gestaltete Umwelten. Wenn der Entstehungskontext von räumlich-gegenständlichen Gestalten im Längsschnitt berücksichtigt und die bauliche Anordnung von Gegenständen im Raum als Repräsentation des Entwicklungsstands der jeweiligen gesellschaftlichen Figuration untersucht werden sollen, ist dafür eine angemessene methodische Vorgehensweise notwendig.

37 N. Elias (s. A 8), S. 69 ff.

Als Orientierungsmodell eignet sich der Ansatz der „integrierten Sozialraum-analyse“: Riege und Schubert stellten eine methodische Typologie vor, die monodisziplinäre Einzelzugänge zum Sozialraum zueinander in Bezug setzt³⁸. Das heißt: Empirische Instrumente von verschiedenen Professionen und wissenschaftlichen Disziplinen wurden zu einem umfassenden Konzept der Sozialraumanalyse integriert. Über einen Mehrebenenansatz lassen sich vier Analyseebenen des sozialen Raumes systematisch im Zusammenhang betrachten und methodisch erschließen: (1) die physische Abgrenzung und Definition des Raums sowie seiner Elemente, (2) quantitative Datenanalysen zur sozialstrukturellen Profilierung des Gebietes, (3) Bestandsbeschreibung zur Ermittlung der im Gebiet vorhandenen Probleme, Ressourcen und Potenziale und (4) die empirische Erfassung von Nutzungsräumen unter Einbezug individueller Nutzerperspektiven.

Hervorzuheben ist dabei die Vielschichtigkeit der Sozialraumanalyse, die verschiedene disziplinäre Zugänge integriert. Soziale Räume werden nicht allein auf Indikatoren reduziert, sondern in Schichten analysiert. Das Spektrum reicht von einer Schicht der topografischen Gegebenheiten, physischen Grenzen und gebauten Barrieren über eine Schicht der sozioökonomischen Kennzeichen der Bevölkerungsaggregate im betrachteten Raum bis hin zu einer Schicht der gelebten Nutzungsräume, also der durch Wahrnehmung, Verhalten und Handeln sozial erzeugten Raumbedeutungen. Mit dieser Typologie wurde eine methodische Perspektive für das stadtsoziologische Konzept des „gesellschaftlichen Raumes“³⁹ eröffnet: In die Sozialraumanalyse werden die materielle Erscheinungsform des Raumes in der Form der physischen Grundlagen, die Interaktions- und Handlungsstrukturen der Produktion, Nutzung und Aneignung des Raumes und das räumliche Zeichen- und Symbolsystem zwar einbezogen, aber der Fokus ist auf den ‚sozialen Raum‘ und nicht auf den ‚gebauten Raum‘ eingestellt.

Hier wird eine architektursoziologische Empirie entworfen, die die skizzierten figurationssoziologischen, symboltheoretischen und machtsoziologischen Konzepte von Norbert Elias bündelt sowie erfahrungswissenschaftlich operationalisiert und zugleich über den ‚sozialen Fokus‘ im Ansatz der Sozialraumanalyse hinausweist. Mit der abgeleiteten architektursoziologischen Methodenmatrix können Architekturprodukte und die Figurationen des Produktions- sowie Nutzungsprozesses im mikrosozialen Kontext des räumlichen Nahbereichs, aber auch im mesosozialen Kontext größerer zusammenhängender Siedlungsbereiche sowie im makrosozialen Kontext von nationalen und globalen Siedlungstypologien in einem Mehrebenenmodell untersucht werden. Für dieses methodische Werkzeug der Architektursozio-

38 M. Riege, H. Schubert (s. A 5).

39 D. Läßle, Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept, S. 157-207, in: H. Häußermann u.a. (Hrsg.), Stadt und Raum. Soziologische Analysen, Pfaffenweiler 1991, S. 196 f.

logie wird die Bezeichnung „Soziologische Mehrebenen-Architekturanalyse“ (SOMA) gewählt (vgl. tabellarische Übersicht 1).

Die SOMA-Methodenmatrix veranschaulicht das verzweigte methodische Wegesystem der architektursoziologischen Erfahrungsbildung. Die Analysen setzen an *sechs Ebenen der Architektur* an; es handelt sich um die:

- physikalische Ebene,
- organisatorische Ebene,
- funktionale Ebene,
- ökonomische Ebene,
- soziale Ebene und
- Ebene der Symbole.

Idealerweise werden *zwei methodische Strategien* miteinander verknüpft. Einerseits sind die Entwicklungen auf diesen Ebenen im zeitlichen Längsschnitt zu resümieren, andererseits für Zeitpunkte in der Struktur tiefenscharf zu beschreiben.

Die Verbindung der beiden Strategien erfolgt mit dem Denkmodus der Synthese. Dabei geht es um eine Verknüpfung der Teilergebnisse – d.h. die Prozessperspektive und die Strukturbilder für die einzelnen Ebenen – zu einer übergeordneten Gesamtbewertung. Wissenschaftstheoretisch ist die Synthese als ‚Zusammenhangsdenken‘ der Dialektik zuzurechnen. Die architektursoziologische Rekonstruktion der Wirklichkeit gebauter Umwelten setzt die Synthese als die einzelnen Analysen zusammenfassenden methodischen Weg voraus. Die Einsichten, die bei der Untersuchung der sechs Ebenen der Architektur gewonnen wurden, werden durch den Modus der Synthese in die übergeordnete Bedeutungsstruktur der Architektursoziologie integriert.

Die Analysen können in unterschiedlichen *Kontexten* erfolgen:

- mikrosozialer Kontext von Wohnung, Gebäude und Ensemble,
- mesosozialer Kontext von Quartier, Stadtteil und einzelner Gemeinde / Stadt / Region,
- makrosozialer Kontext von Städten / Regionen, Städtenetzen, Verstädterungszonen, Nationalstaat, Staatenverbänden und Kulturkreisen des Siedelns.

Die Untersuchungen auf der *physikalischen Ebene* beziehen sich auf die Dimensionen Abstände, Material und Abgrenzung. Die gestalteten *Abstände* im Raum vermitteln die architektonisch gewählte Maßstäblichkeit. Wenn die Entfernungen – beispielsweise zwischen Gebäuden eines Ensembles – vermessen werden, können die ermittelten Raumbeziehungen als Repräsentation der in die Gestaltung eingebetteten Vision vom sozialen Beziehungsgefüge interpretiert werden. Das verwendete *Material* erlaubt Aussagen, welche Rolle natürliche, traditionelle oder industriell gefertigte Baustoffe in der Architektur spielen. Über Dokumentenanalysen (z.B. von Planunterlagen) kann das Materialprofil bestimmt werden und weitergehend die (epochenpezifische) soziale Bedeutung der verwendeten Materialien dargestellt wer-

Architektur Ebenen	Dimensionen	Aspekte	Methoden: Zeitpunktbezogen und Zeitvergleich/Längsschnitt
<i>physikalisch</i>	Abstände	Maßstab, Entfernungen	Vermessung von Raumbeziehungen als Abbild sozialer Beziehungen
	Material	Tradition/Moderne, natürlich/industriell	Dokumentenanalyse: Bestimmung der sozialen Bedeutung des Materialprofils
	Abgrenzungslinien, Ränder	Zonierung, Grenzlinien von Karten	Begehung des Raumes und Markierung
<i>organisatorisch</i>	Planungs- und Produktionsweise	Fachliche Hierarchie, Entscheidungsprozess, Kooperation Planungs- und Bauakteure, Interdependenzkette von Rohstoffen bis zum Bau	Teilnehmende Beobachtung und Leitfaden-Interviews: Zusammenwirken der Planungs- und Bauakteure Dokumentenanalyse: kommunale Pläne, Aufträge, Rechnungen, Materiallisten, Mängellisten etc
		Professionelle Stellung	Teilnehmende Beobachtung und Leitfaden-Interviews: Rolle des Architekten Dokumentenanalyse: Publikationen, Zeitungsberichte über Professionen der Architektur
	<i>funktional</i>	Gebrauchsfunktion	Architektonische Zuschreibungen
Ideologische Funktion		Allgemein zugeschriebene Bedeutungen	Leitfaden-Interviews: Experten, Nutzer, Distanzierte
Anordnung, Grundrisse		Relationen zwischen Räumen als Abbildung sozialer Relationen	Dokumentenanalyse: Planzeichnungen Leitfaden-Interviews: Nutzer
Nutzung		Realabläufe, Erosion, Zentrum / Peripherie, Frequenzen	Teilnehmende Beobachtung / Befragung Nutzer: Erkundung von realem Verhalten und dessen Verteilung
<i>ökonomisch</i>	Finanzierung	Mitteleinsatz, beteiligte Investoren und Kreditgeber	Dokumentenanalyse: Finanzierungsunterlagen
	Wirtschaftlicher Status	Werthaltigkeit von Gestalt, Material, Ausstattung, Umfeld	Begehung: ökonomische Bewertung physikalischer Ausstattungsmerkmale
	Sozialstatus	Indikationsgehalt von Gestalt, Material, Ausstattung, Umfeld	Indikatorenanalyse: Merkmale der Sozialstruktur im Kontext von Räumen und architektonischen Merkmalen
<i>sozial</i>	Korrespondenz mit Sozialfigur	Figurationen der Nutzer	Teilnehmende Beobachtung: Erfassung mikrosozialer Figurationen im Kontext von Gestaltmerkmalen
	Macht / soziale Abhängigkeit	Autonomie / Heteronomie Nutzer	Dokumentenanalyse: rechtlicher Status von Nutzern, Nutzerhierarchie
	Individuelle Zivilisierung	Beeinflussung des Verhaltens, Korrespondenz mit psych. Disposition	Teilnehmende Beobachtung: Verhaltensmuster in Abhängigkeit von Gestalt / Architektur; Fotoanalysen
<i>symbolisch</i>	Raumgestalt (erste Symbol-ebene)	Architekturhistorische Konventionen	Fotodokumentation und Bildanalyse: > visuelle Dekonstruktion > Erfassung verwendeter Elemente Befragung Nutzer zu Wahrnehmungen u.a. Kontextualisierungsmethoden
		Syntaktische Codes	
		Ästhetik, optische Bezugspunkte	
	Visuelle Zeichen (zweite Symbolebene)	Soziale Typen (social patterns)	Street Reading, Fotodokumentation: > Typologisierung > Zeichen- und Bedeutungsmuster > Korrespondenz Symbole mit Gestalt Befragung Nutzer zu Wahrnehmungen u.a. Kontextualisierungsmethoden
		Semantische Codes	
	Alltagsartefakte, Zeichensysteme, Kollektivsymbolik		

Übersicht 1: Soziologische Mehrebenen-Architekturanalyse“ (SOMA) – Methodenmatrix zur architektursoziologischen Erfahrungsbildung und Synthese.

den. So impliziert zum Beispiel der Hochhausbau mit Beton nach bauindustriellen technologischen Standards einen anderen gesellschaftlichen Bedeutungszusammenhang als die Holzskelettbauweise kleiner Familienhäuser nach ökologischen Standards. Informationen über *Abgrenzungen* von architektonischen Ensembles (auch voneinander) werden durch eine Begehung des Raumes und eine entsprechende Rezeption sowie Markierung von Kartenmaterial gewonnen. Dabei werden Grenzlinien und Ränder identifiziert, die von Naturphänomenen (z.B. Fluss, Topografie, Wald) und Baustrukturen (z.B. Brücke, Straße, Bebauungskante) erzeugt werden und teilräumliche Zonen bilden. Die architektursoziologische Analyse nimmt sowohl auf die interne Struktur der Zonen als auch auf die Relationen zwischen ihnen Bezug.

Auf der *organisatorischen Ebene* von Architektur richtet die Architektursoziologie den Blick auf den Prozess der *Planung und Herstellung* von Gestaltprodukten. Die Entwicklung ökonomisch operierender Akteure und Akteursverflechtungen von lokalen Unternehmen bis hin zu transnationalen Konzernen der Bauwirtschaft darf dabei als Rahmenbedingung nicht unbeachtet bleiben. Über die Methoden der teilnehmenden Beobachtung und der Leitfaden-Interviews mit Beteiligten wird das Zusammenwirken der Planungs-, Entscheidungs- und Bauakteure aufgeklärt. Einerseits wird dabei die Interdependenzkette vom Rohstoffabbau bis zur Bauausführung transparent, andererseits ist das Geflecht von Entscheidungen und Kooperationen – zum Beispiel kommunalpolitisch, finanzierungstechnisch – zu erkennen. In der Bewertung der gewonnenen Erkenntnisse wird die Rolle der Architekten als Gestalter im engeren Sinne deutlich. Hilfreich sind Dokumentenanalysen, in denen kommunale Entscheidungs- und Planungsunterlagen, Aufträge, Rechnungen, Material- und Mängellisten vorbereitend (oder in der historischen Retrospektive) ausgewertet werden.

Zur Untersuchung der *funktionalen Ebene* werden die Dimensionen Gebrauchsfunktion, ideologische Funktion, Nutzung und Anordnung / Grundrisse betrachtet. Die *Gebrauchsfunktion* erschließt sich über eine Dokumentenanalyse, bei der Ausschreibungs- und Wettbewerbstexte oder auch in Aufträgen formulierte Anforderungen inhaltsanalytisch nach internen professionellen funktionalen Zuschreibungen durchsucht werden. Über kontrastierende Leitfaden-Interviews mit engagierten Experten, distanzierten Beobachtern und Nutzern lässt sich auch die *ideologische Funktion* ermitteln, indem äußere Zuschreibungen und Bedeutungen protokolliert werden. In der historischen Retrospektive sind solche Informationen auch aus historischen Dokumenten wie Anzeigern und Tageblättern zu gewinnen. In einer weiteren Annäherung können gezielt die strukturellen *Anordnungen und Grundrisse* untersucht werden, um funktionale Relationen zwischen Räumen bzw. Raumstrukturen als Repräsentanz sozialer Relationen verstehen zu können. In der Analyse von Dokumenten wie Planzeichnungen und über die Befragung von Nutzern wird erkennbar, inwieweit die Anordnung von Teilfunktionen – z.B. im Grundriss – gesellschaftliche Strukturen und neue soziale Differenzierungen abbildet. Schließlich ist

die *Nutzung* architektonischer Produkte eine wichtige Dimension auf der funktionalen Ebene. Auf den Wegen der teilnehmenden Beobachtung und der Befragung wird das Verhalten von Nutzern in den geschaffenen Objekten erfasst. Im Ergebnis lässt sich darstellen, ob die realen Verhaltensabläufe mit den zugeschriebenen Funktionen korrespondieren, welche Frequenzen und Nutzungserosionen zu beobachten sind und wie sich die Nutzungen über Orte mit zentralem bzw. peripherem Stellenwert verteilen. Bei historischen Architekturprodukten ist darüber hinaus ein Vergleich zwischen der ursprünglich intendierten Nutzung und den im weiteren Zeitverlauf gewandelten Nutzungsformen durchzuführen.

Auf der *ökonomischen Ebene* setzt sich die architektursoziologische Erfahrungsbildung mit der Finanzierung, dem wirtschaftlichen Status und dem Sozialstatus von Produkten der Architektur auseinander. Im Rahmen einer Dokumentenanalyse können *Finanzierungsunterlagen* ausgewertet werden, um den Einsatz finanzieller Mittel und die beteiligten Investoren und Kreditgeber zu bestimmen. Über diese Dimension ist die spezifische Facette der gesellschaftlichen Einbettung architektonischer Vorhaben zu entschlüsseln. Zum Beispiel resultieren aus der Rolle von internationalen Immobilienfonds bei großen Gewerbebauten für die Architektur andere Konsequenzen als beim privaten Einfamilienhausbau unter Beteiligung lokaler Hausbanken. Um den *wirtschaftlichen Status* architektonischer Produkte zu bestimmen, eignet sich die Inaugenscheinnahme der Objekte während einer Begehung. Die ‚Werthaltigkeit‘ von Gestalt, verwendeten Materialien, Ausstattungsstandard und Umfeldqualität lässt auf den wirtschaftlichen Status schließen. Das Zusammenspiel von großen architektonischen Gesten und hochwertigen Materialien wie z.B. Glasfassaden oder Marmor an signifikanten städtischen Standorten ermöglicht in dieser Hinsicht andere architektursoziologische Schlüsse als z.B. das architektonisch zurückhaltende, von einer Klinkersteinfassade bestimmte Verwaltungsgebäude in der städtischen Peripherie. Daneben ist die Dimension des *Sozialstatus* bedeutsam, die sich ebenfalls aus der architektonischen Gestalt, aus den verwendeten Materialien, aus dem Ausstattungsstandard und den Umfeldqualitäten ablesen lässt. In Anlehnung an das Modell der klassischen Sozialraumanalyse, die auf quantitative Indikatoren gestützt wird, kann die Sozialstruktur der Bewohner eines Raumes oder eines Objekts mit sozioökonomischen Merkmalen ermittelt werden und in weiteren Schritten typologisch mit architektonischen Merkmalen in einen Zusammenhang gebracht werden. Deshalb ist es architektursoziologisch auch von Interesse, welche Antwort Architektur im Allgemeinen auf die Sozialstruktur der zukünftigen Nutzer gibt. Zum Beispiel weisen die Arbeitskräfte von Unternehmen, die Ihren Standort in Frankfurts innerstädtischen Hochhäusern suchen, eine andere Sozialstruktur auf als die Belegschaften von Firmen, die Gewerbebauten in einem industriellen Gewerbepark von Dortmund errichten lassen.

Die Untersuchungen der *sozialen Ebene* von Architektur nehmen Bezug zu drei Dimensionen: die Korrespondenz von baulicher Gestalt und Sozialfiguren der Nut-

zung, die im geschaffenen Objekt enthaltenen sozialen Abhängigkeiten sowie Machtdifferenziale und schließlich die von der gebauten Umwelt unterstützte individuelle Zivilisierung. Wie die *bauliche Gestalt* und *Sozialfiguren der Nutzung* miteinander korrespondieren, wird in gegenwartsbezogenen Untersuchungen über eine teilnehmende Beobachtung erschlossen. Über das Beobachtungsschema wird offensichtlich, dass architektonische Objekte im Allgemeinen mit dem Nutzungsprofil mikrosozialer Figurationen – wie zum Beispiel Familienhaushalt oder Betriebsbelegschaft – zusammenhängen. In der historischen Perspektive lässt sich der Zusammenhang zwischen Architektur und Sozialfigur auch aus Grundrissprogrammen rekonstruieren. Aspekte sozialer *Abhängigkeiten und Machtunterschiede* spiegeln meistens die Autonomie oder Heteronomie von Nutzern in architektonisch gestalteten Objekten oder Umwelten. Eine empirische Annäherung an diesen Bereich ermöglicht die Methode der Dokumentenanalyse, wenn sie beispielsweise (Miet-) Verträge und (Haus-) Ordnungen unter die Lupe nimmt und die rechtliche Stellung der Nutzer mit Aspekten der architektonischen Gestaltung verbindet. Zu betrachten sind dabei auch sozialorganisatorische Rahmenbedingungen: So stellt sich z.B. eine Großwohnanlage mit Doorman (Concierge) anders dar als eine mit einer anonymen Eingangssituation. Schließlich leistet Architektur auch einen Beitrag zur *individuellen Zivilisierung*. Denn einerseits beeinflusst gebaute Umwelt das Verhalten, andererseits repräsentiert sie in ihren Gestaltungsgesten psychische Dispositionen der Menschen, die sie in Auftrag gegeben und geplant haben. Im Rahmen teilnehmender Beobachtung, aber auch über die fotografische Dokumentation von Nutzungs- und Erosionsspuren kann festgestellt werden, in welcher Weise architektonische Elemente und Aspekte spezifische Verhaltensmuster induzieren. Ein Beispiel dafür lieferte die Diskussion über die städtischen „Angsträume“ in den 90er Jahren.⁴⁰ Um die Repräsentanz von psychischen Dispositionen in Architektur zu ermitteln, sind gewählte Gestalten, Materialien und Codierungen nach psychologischen Kriterien zu bewerten. Beispielsweise sind dekonstruktivistische Gesten innerstädtischer Geschäftsbauten als Ausdruck einer „narzisstischen Stadtgestalt“ interpretiert worden.⁴¹ Für die Architektursoziologie eröffnet diese Betrachtungsebene Einsichten, inwieweit Architekturformen zur Identitätsbildung von Menschen beitragen und inwieweit solche Formen Prozesse der Individualisierung stützen.

Schließlich sind auf der *Ebene der Symbole* einerseits die architektonischen Gestalten selbst und die sie umgebenden visuellen Zeichen in die architektursoziologische Betrachtung einzubeziehen. Beim Blick auf die *architektonische Raumgestalt*

40 H. Schubert / A. Schnittger, *Sicheres Wohnquartier, gute Nachbarschaft – Handreichung zur Förderung der Kriminalprävention im Städtebau und bei der Wohnungsbewirtschaftung*, hrsg. vom Niedersächsischen Innenministerium, Hannover 2002.

41 H. Schubert (s. A 10), S. 52 f.

(erste Symbolebene) interessieren die Symboldimensionen der architekturhistorischen Konventionen und der syntaktischen Codes, aber auch die Ästhetik der optischen Bezugspunkte. Als methodische Wege bieten sich die Fotodokumentation der Räume und die anschließende Bildanalyse an, um Fassaden und Raumstrukturen nach Elementen zu dekonstruieren und architektursoziologisch zu bewerten. Beispielsweise ist von Interesse, welches Gesellschaftsbild durch architekturhistorische Zitate suggeriert wird und auf welche Elemente ästhetisierend das optische Augenmerk gelenkt wird. Zu beachten ist auch, inwiefern eine Raumgestalt mit der Entwicklung territorial gefasster Institutionen über Integrationsebenen von Stadt über Region und Nationalstaat bis hin zum Staatenverbund in Verbindung steht.

Bei der Analyse der *visuellen Zeichen* als Raumkultur (zweite Symbolebene) sollen semantische Codes ermittelt werden, die die Architektur quasi kommentieren. Zu dokumentieren sind Alltagsartefakte, Zeichensysteme und Kollektivsymbolik, um in der Zusammenschau von erster und zweiter Symbolebene eine soziale Typologie entwickeln zu können. Hilfreich ist die Methode des „Street Reading“, was bedeutet, den Symbolkontext Straßenraum zu lesen.⁴² Dabei werden Schriftzeichen und Schriftmedien an den Gebäuden zu Straßentexten und werden als Zeichenprozesse der räumlichen Alltagskultur rezipiert. Zeichen- und Kommunikationssysteme, die im Siedlungsraum in der Form von Straßenverkehrszeichen, gebrauchsgrafischen Instruktionen und alltäglichen Inschriften (z.B. Plakate, Graffiti, Poster) Medien einer komplexen Umweltaneignung repräsentieren, werden in Beziehung gesetzt zu den materiellen Strukturen von Architektur und Städtebau. Die Menschen verschmelzen sozialräumlich mit den Zeichen, indem sie beispielsweise durch die Präsentation von Warenzeichen, Firmen- und Designerlogos auf der Kleidung selbst zu Zeichenträgern (kommerzialisierter) Lebensstile werden.

Zur Abbildung der zweiten Symbolebene als Bedeutungsstruktur von Sozialräumen werden die verschiedenen Symbolschichten „abgetragen“. Es handelt sich um: (1) textliche Markierungen wie Graffiti, Beschriftungen mit Filzstiften oder Aufklebern, in denen sich Bewohnergruppen gegen andere richten (Zuwanderer, Hauseigentümer etc.) oder ihre Gemeinschaft bzw. Ordnung nach außen dokumentieren (z.B. Neighborhood Watch); (2) (sub-) kulturelle Zeichen, über die „Communities“ – z.B. Migranten, Drogenszene, Musikszene – ihre Sozialräume markieren (z.B. auch Namensschilder an den Türklingeln); (3) individuierte Straßenmedien, die vor allem in der Form beschrifteter Kleidung (z.B. T-Shirt-Aufdruck, Anstecknadeln / Buttons), Kleidungs-codes und Markenlabels wahrnehmbar sind; (4) lokal und überörtlich orientierte Werbemedien, zu denen das breite Spektrum von Geschäftsschildern, Neonzeichen, Plakaten, Handzetteln, Fahrzeugbeschriftungen und Einkaufstaschenaufdrucken gehören; (5) Medien der Erinnerung, zu denen historisch verordnende Inschriften oder Plaketten an Gebäuden, Monumente und Statuen sowie Infor-

42 R. Alber (s. A 30).

mationssysteme zur Geschichte der Stadt und besondere Gedächtnisorte / Denkmäler gehören; (6) gegenwartsbezogene Aufmerksamkeitszeichen wie Flaggen, Straßenkunst und poetische Straßentexte; (7) Zeichen der städtischen Logistik (z.B. Zeichen der öffentlichen Verkehrssysteme, Schilder der Ver- und Entsorgungssysteme, Beschriftung von Kanaldeckeln, Hinweise zur Abfallsammlung, öffentliche Fernsprecher und Briefkästen, Verbots- und Gebotshinweise zur öffentlichen Ordnung); (8) Orientierungszeichen des städtischen Transitraums wie Verkehrszeichen, Orientierungs-/ Informationstafeln, Bedienungsanleitungen für Automaten, Zettel an Lampenmasten und Bäumen und (9) die Nummerierung des Raums (Straßenschilder, Hausnummern). Bei der Erfassung der verschiedenen Symbolschichten wird davon ausgegangen, dass sich die Texte inhaltlich auf Sachverhalte ihrer Umgebung hin interpretieren lassen, dass sie medialer Ausdruck der architektonischen Gestalt und der sozialräumlichen Gliederung einer Stadt sind.

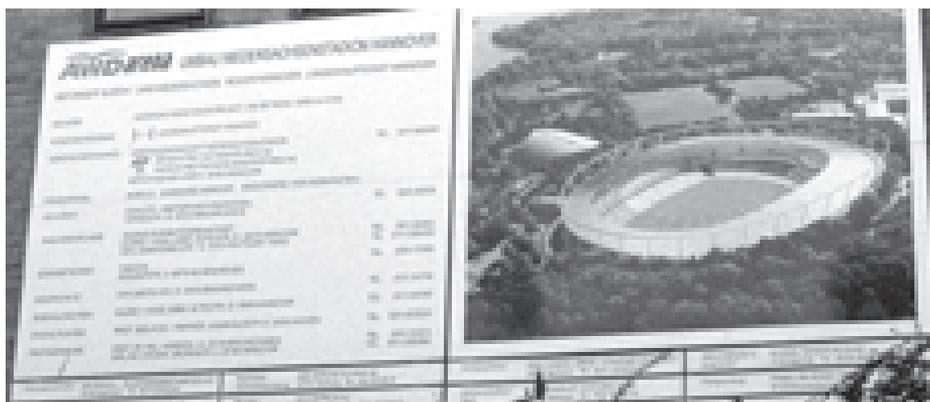
Um die Bedeutung der Symbole zu erarbeiten, ist die ergänzende Anwendung von Kontextualisierungsmethoden erforderlich, d.h. die Einbettung der Texte in ihr unmittelbares kulturelles Umfeld vorzunehmen. Dazu gehören: (a) die Beobachtung des Straßenlebens, (b) die teilnehmende Beobachtung bei Veranstaltungen von Akteursgruppen, die Symbolschichten produzieren, (c) die Befragung von Anwohnern und Passanten, (d) Tiefeninterviews mit Schlüsselpersonen zu den in den Symbolen indizierten Problembereichen und (e) die inhaltsanalytische Auswertung lokaler Informationsquellen wie Tageszeitungen, Lokalfunk und –fernsehen oder anderer zeitgenössischer Medien.

7. Exemplarische Perspektiven der empirischen Annäherung

Einige ausgewählte Blicke auf verschiedene Architektursituationen sollen abschließend den empirischen Nutzen der soziologischen Mehrebenen-Architekturanalyse exemplarisch veranschaulichen.

Das *erste Beispiel* bezieht sich auf den Abriss eines alten „Sportstadions“ und den Neubau einer „Fußballarena“ auf derselben Fläche. Anlässlich der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland haben viele deutsche Großstädte damit begonnen, vorhandene multifunktionale Sportstätten in Arenen umzubauen, die sich nur noch für eine Sportart – den Fußball – eignen (vgl. Übersicht 2). Bei den neuen Fußballarenen wird die offizielle Gebrauchsfunktion als Freizeitinfrastruktur überlagert von ideologischen Funktionen zur Stärkung der Stadtidentität und der Stadtökonomie, was sich sowohl in einer neuartigen Architektur als auch im Verkauf der Namensrechte an Wirtschaftsunternehmen niederschlägt.

Auf der physikalischen Ebene lassen sich signifikante Veränderungen bei den räumlichen Proportionen und beim Materialeinsatz feststellen. Auffallend ist eine Negation der alten Materialien wie etwa Stein, Holz und Naturrasen. Sie wurden



Übersicht 2: Ersetzung des alten "Niedersachsenstadions" aus den 1950er Jahren durch die AWD-Arena in Hannover für die Fußball-Weltmeisterschaft 2006.

ersetzt durch die Materialien Beton, Kunststoffe, Metall und Rollrasen. Der Wandel von Gebrauchs- und ideologischer Funktion zeigt sich in einer engeren Zuspitzung auf die ‚kulturelle Leitsportart‘ Fußball und in einer Stärkung der Arena als ‚Konsumort‘. Fußball wird folglich auch nicht mehr allein von Akteuren des Vereinsports getragen, sondern wird zum Event des Stadtmarketings, für das eine komplexere Figuration Verantwortung trägt. Belegt wird dies auf der organisatorischen Ebene durch Modelle der „Public Private Partnership“ bei der Finanzierung; aber auch lokale Medien und intermediäre Interessengruppen sind darin eingebunden. Auf der funktionalen Ebene lassen sich durch ein Studium von Grundrissprogrammen auch veränderte räumliche Anordnungen konstatieren. Auffallend ist die Abgrenzung eines VIP-Bereiches (mit Logen, Restaurants etc. für lokale Eliten) von den Bereichen der ‚einfachen‘ Besucher. Auf der sozialen Ebene kann das als Ausdruck der Sozialfigur einer ‚gespaltenen Stadtgesellschaft‘ interpretiert werden, die sich auf der symbolischen Ebene vielfältig widerspiegeln (auf der ersten Symbolebene: hochwertige Gestaltungsmuster („Design“) im VIP-Bereich und einfache Gestaltung („robuste Lösungen“) in den anderen Zonen; auf der zweiten Symbolebene korrespondieren die Gestaltungsmuster mit spezifischen visuellen Zeichen – z.B. Kaviar- und Champagneratmosphäre vs. Fanartikel).

In einem *zweiten Beispiel* wird der Blick auf einen Vorher-Nachher-Vergleich im Bankenwesen gelenkt (vgl. Übersicht 3). Wenn beispielsweise die Zentralverwaltung einer Landesbank aus einem alten Gebäude der 1950er Jahre in einen Neubau des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts umzieht, gibt ein Vergleich von Raumprogrammen und Grundrissen (Vorher / Nachher) Hinweise, in welche Richtung sich der Prozess der zunehmenden Differenzierung entwickelt. Exemplarisch lässt sich ein solcher Prozess an Gebäuden der NORD/LB in Hannover zeigen. Die archi-



Übersicht 3: Das alte Gebäude aus den 1950er Jahren und der nach 2000 bezogene Neubau der Landesbank NORD/LB in Hannover.

tektursoziologische Analyse muss dabei den Aufstieg von einem regionalen zu einem nationalen Unternehmen der Finanzwirtschaft berücksichtigen; denn nach der deutschen Einheit weitete die Landesbank ihre Einflussosphäre über Niedersachsen hinaus auf ostdeutsche Bundesländer aus. Eine Gegenüberstellung des Altbaus der 50er Jahre und des Neubaus von 2002 offenbart grundlegende Veränderungen auf allen Analyseebenen. Die Architekturen unterscheiden sich von den Materialien über die Proportionen und Abstände bis hin zur Zugänglichkeit und Offenheit signifikant. Eine Aktenanalyse wird auch unterschiedliche Planungs- und Entscheidungsprozesse offen legen, denn sowohl die Konstellation der Baukonsortien als auch die Lieferketten der Baumaterialien weisen zwischen dem Altbau und dem Neubau deutliche Differenzen auf. Schließlich werden auch das neue Grundrissprogramm und die Neuorganisation der innerräumlichen Anordnungen – nicht zuletzt wegen einer völlig anderen Architekturgestalt – als Ausdruck einer Differenzierung von betrieblichen Strukturen interpretiert werden können.

Eine ähnliche Differenz vermittelt das *dritte Beispiel*, in dem die Aufmerksamkeit auf die erste Symbolebene der Architektur von Ministerial- und Parlamentsbauten gerichtet wird (vgl. Übersicht 4).

Sehr anschaulich lässt sich das in der Gegenüberstellung des alten Bundeskanzleramts in der früheren Bundeshauptstadt Bonn (so genannte ‚Bonner Republik‘, ca. 1950-1989) und des neuen Bundeskanzleramts in der aktuellen Bundeshauptstadt Berlin (so genannte ‚Berliner Republik‘, etwa seit 1990) zeigen. Neben prägnanten Maßstabsveränderungen ist vor allem auf die Erweiterung der ideologischen Gestaltfunktion gegenüber der Gebrauchsfunktion zu verweisen. Auf der sozialen Ebe-

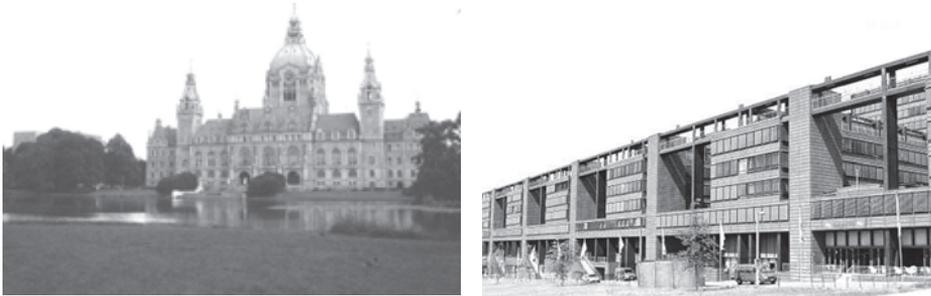


Übersicht 4: Das Bundeskanzleramt der alten ‚Bonner Republik‘ und der neuen ‚Berliner Republik‘.

ne sind in diesem Kontext unterschiedliche Wirkungen auf die psychische Disposition des Betrachters bedeutsam. So wurden visuelle Naturzeichen beim Berliner Gebäude deutlich verringert und Zeichen auf der zweiten Symbolebene auf ein Minimum reduziert. Abgesehen von vereinzelt Dienstwagen werden Alltagsartefakte aus dem gebauten Raum vollständig verbannt, um allein die architektonischen Gesten der ersten Symbolebene ‚sprechen‘ zu lassen. Auch die Freiflächenplanung (Bepflanzung) muss vollständig hinter die Architektur zurücktreten. In Analysen von Planungsdokumenten sowie Befragungen von Planungszeugen muss der Blick darauf gerichtet werden, inwieweit die Veränderung der architektonischen Gesten ein Ausdruck gewandelter Machtbalancen ist, da sich das Verhältnis einerseits zwischen Individuum und Nationalstaat sowie andererseits zwischen Deutschland und den Staaten Europas verschoben hat. Während das Bonner Gebäude eher ein Pattern der ‚Staatsverwaltung‘ abbildet, sendet das Berliner Bauwerk vor allem Signale von Rang und Hierarchie (Pattern der ‚Staatsführung‘).

Im vierten Beispiel wird der Gestaltwandel kommunaler Rathäuser zum Thema. In den 1990er Jahren ist in Köln das „Stadthaus“ im Rahmen einer komplexen „Public Private Partnership“ entstanden. Wenn im Vergleich dazu der monozentrische Planungs- und Bauprozess des Rathauses von Hannover in den 1910er Jahren betrachtet wird, treten signifikante Differenzen zu Tage (vgl. Übersicht 5).

Besonders prägnant sind die Unterschiede in der Gestalt: Während die Bürgerschaft in Hannover zu der Zeit des Kaiserreichs die Gestalt eines ‚feudalen Schlosses‘ nachahmte, folgte die Architektur des Kölner Stadthauses in den 90er Jahren dem neuen Leitbild des „New Public Management“, so dass die Gestalt eines ‚Konzernsitzes‘ gewählt wurde. Die Entfernungen zwischen Gebäuden des Kölner Ensembles sind um ein Vielfaches weitläufiger. Die in den Grundrissen manifestierten



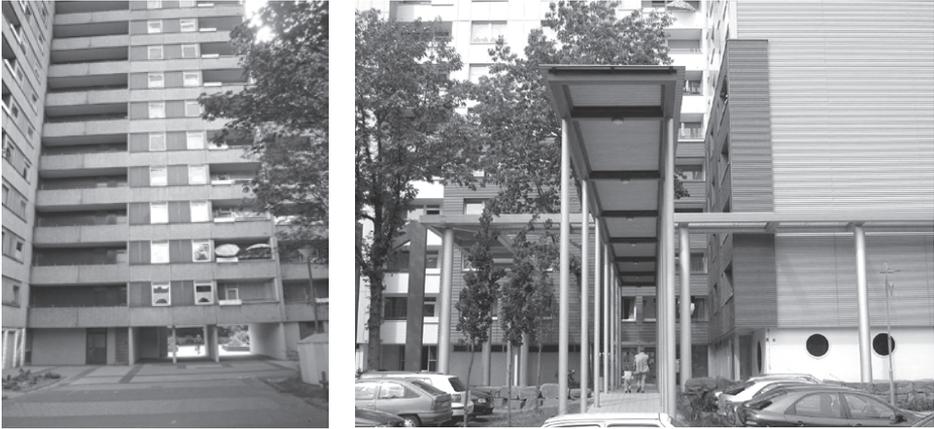
Übersicht 5: Rathaus Hannover aus den 1910er Jahren und Stadthaus Köln (Ausschnitt) aus den 1990er Jahren.

Raumbeziehungen sind auf die funktionalen Fachbereiche der Großstadtverwaltung ausgerichtet. Die physikalischen Abstände und Proportionen unterscheiden sich folglich diametral: Dem monozentrischen Hierarchie-Pattern des Rathauses von Hannover steht das Bild eines sich weit erstreckenden Gebäudekomplexes für ein lokales Machtzentrum mit polyzentralen Zuständigkeiten in Köln gegenüber.

Auf der organisatorischen Ebene spielen in Köln ökonomische Akteursverflechtungen eine besondere Rolle, da die Stadt die Gebäude im Rahmen eines langfristigen Mietvertrages geleast hat und so die Wirtschaftlichkeit des privaten Investments garantiert. Die Rolle der Architekten als Gestalter tritt deshalb – verglichen mit dem Prozess der Erstellung des Rathauses in Hannover – deutlich hinter die ökonomischen Akteure zurück.

Die ‚Werthaltigkeit‘ der verwendeten Materialien und des Ausstattungsstandards spiegelt in den beiden Vergleichsbeispielen spezifische zeithistorische Visionen der ‚Repräsentativität‘. Auf der sozialen Ebene zeigen sich ebenfalls spezifische Korrespondenzen von baulicher Gestalt und Sozialfiguren der Nutzung. Die Monumentalität des hannoverschen Rathauses spiegelt soziale Abhängigkeiten sowie Machtdifferenziale zwischen Stadtpitze und Stadtbewohnern, die in der deutschen Kaiserzeit kennzeichnend waren. Im Kölner Ensemble ist das gestaltete ‚Zentrum‘ nicht auf die Kommunalverwaltung ausgerichtet, sondern auf Stadtkultur und Stadtökonomie. Dazu wurden die Verwaltungsfunktionen ideologisch mit Freizeit- und Kulturfunktionen erweitert. In der Mitte thront als ‚Krone‘ des Komplexes die „Köln-Arena“, in der neben großen Sportevents auch kulturelle Veranstaltungen der Pop-Musik und des Karnevals stattfinden. Auf der sozialen Ebene wird das Bild des Stadtbürgers als ‚Kunden‘ indiziert.

Das *fünfte* und letzte *Beispiel* stammt aus dem Wohnungsbau. Es handelt sich um die Großwohnsiedlung Clarenberg, die in den 1960er Jahren im Dortmunder Süden errichtet worden war und mehr als 1.000 Wohnungen in 25 vier- bis 17geschossigen Gebäuden (mit rund 3.200 Menschen) umfasst (vgl. Übersicht 6). Die ursprüngliche



Übersicht 6: Gestaltungsmuster der Großwohnsiedlung Clarenberg in Dortmund vor und nach der Erneuerung.

Gemeinschaftsideologie der räumlichen Gliederung und des Aussehens der kompakten Gebäude deckte sich in den 90er Jahren nicht mehr mit den Anschauungen vom Leben in der Stadtgesellschaft. Das Wohnungsunternehmen modernisierte die monotone hochgeschossige Architektur, um den Vermögenswert zu sichern. Wegen des hohen Investitionsaufwandes gelang dies nur in Verbindung mit einem politischen Förderprogramm der sozialen Stadterneuerung. Anlass der planerischen Intervention waren die Zerstörungen und Verschmutzungen im öffentlichen Raum und städtebauliche Defizite in der Wohn- und Wohnumfeldsituation.

Das Wohnungsunternehmen verwendete hochwertige Materialien – wie zum Beispiel Klingelschilder aus Edelstahl, von Innenarchitekten kunstvoll gestaltete Eingangszonen oder Metalle für die Außenfassade – zur Veränderung des Images der Wohnanlage. Zugleich wurden bei der Gestaltung große architektonische Gesten eingesetzt, um die Orientierung und Identifizierung zu verbessern – beispielsweise lange Baldachine zur Überdachung der Wege vor den Eingängen oder überdimensionierte Hausnummern, die als Kunstobjekte über drei Stockwerke an die Gebäude angelehnt sind. Die Fassaden wurden mit einem Farbkonzept so gestaltet, dass die Sichtkante farbintensiver Flächen eine neue Proportionalität suggeriert und die wahrgenommenen Gebäudehöhen verringert.

Angst erzeugende Durchgänge wurden geschlossen und zu repräsentativen Entrees umgestaltet. Die Farbgebung und ein neues System von Hausnummern suggerieren Kunst im halböffentlichen Raum und geben den Gebäuden ein unverwechselbares Gesicht. Im höchsten Haus wurde im Eingangsbereich ein Concierge-Modell (Hausservice) installiert, um die soziale Kontrolle zu verstärken. Zur stärkeren Durch-

mischung der Bewohnerschaft hat sich die Wohnungsgesellschaft von einer Belegung öffentlich geförderter Wohnungen durch das Sozialamt distanziert und führt vor der Mieterauswahl intensive Bewerbergespräche durch. Die architektonische Erneuerung der gebauten Umwelt wurde somit mit einem „Sozialmanagement“ des Wohnungsunternehmens verknüpft, das weniger einem ‚gemeinschaftlichen Siedlungsideal‘ folgt, sondern eher eine Siedlung ‚zivilisierter Individuen‘ formen soll.

Auch in diesem abschließenden Beispiel repräsentieren die Maßstabsveränderungen von Raumelementen somit einen Wandel der Vorstellungen von der Bewohnerschaft als soziale Figuration, der im Zusammenspiel mit der neuenvertikalen und horizontalen syntaktischen Codierung als optische Bezugspunkte sowie mit der Verwendung hochwertiger Materialien einen gestalterischen Ausdruck gewinnt.

8. Zusammenfassung

In der vorliegenden Abhandlung wurden die Grundlinien einer empirischen Architektursoziologie skizziert, die städtische Ensembles, Gebäude, ihre internen Strukturen und Nutzungen als Repräsentationen der gesellschaftlichen Integration auffasst. Produkte gebauter Raummuster können nach diesem Verständnis als empirische Zeugen ‚befragt‘ werden, um zu ermitteln, in welcher Weise Architektur die jeweilige Gesellschaft spiegelt. In der Verbindung von figurationssoziologischen, symboltheoretischen und machtssoziologischen Konzepten wurde das Modell einer Empirie entworfen, die soziologisch den Zugang zur Architektur erschließt. Architektur wird dabei als ein ‚kulturelles Medium‘ untersucht, das den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft ihren Ort und ihre Stellung im Gemeinwesen mit gebauten und gestalteten Mitteln zuweist.

Mit der abgeleiteten architektursoziologischen Methodenmatrix können Architekturprodukte und die Figurationen des Produktions- sowie Nutzungsprozesses im mikrosozialen Kontext des räumlichen Nahbereichs, aber auch im mesosozialen Kontext größerer zusammenhängender Siedlungsbereiche sowie im makrosozialen Kontext von nationalen und globalen Siedlungstypologien in einem Mehrebenenmodell untersucht werden, um zu erfassen, wie über die zeitspezifischen architektonischen Gestaltungsstandards von Anordnungen sowie Formen gesellschaftliche Leitbilder räumlich manifestiert werden. Dazu muss Architektursoziologie aus den baulichen Substraten und Raumgestalten zu entschlüsseln versuchen, inwieweit sie reziproke und polare Abhängigkeiten zwischen den Menschen widerspiegeln. Außerdem müssen Produkte und Prozesse von Architektur danach bewertet werden, ob und wie sie mit dem Angebot bestimmter Raumnutzungen psychische Dispositionen von Menschen aufgreifen und dadurch Individuen im Verhalten binden. Und schließlich gilt die Aufmerksamkeit räumlichen Symbolen.

Mit der Fokussierung auf die gebaute Materialität und die Prozesse ihrer Herstellung grenzt sich die empirische Architektursoziologie deutlich von der Sozialraumanalyse ab, die in der Erfahrungsbildung der Stadt- und Regionalsoziologie vorherrscht. Die Annäherung an den ‚sozialen Raum‘ erfolgt vor allem über sozioökonomische Merkmale von Bevölkerungsaggregaten und über Raumbedeutungen, die durch Wahrnehmung, Verhalten und Handeln sozial erzeugt werden. Demgegenüber können aus den verschiedenen Ebenen des ‚gebauten Raums‘ Zusammenhänge von gebauter Umwelt und sozialem Verhalten erschlossen werden. Architektur wird dabei als empirischer Gegenstand betrachtet, der einerseits den jeweiligen Stand der Soziogenese – d.h. die gesellschaftliche Entwicklung – repräsentiert und andererseits den Stand der Psychogenese – d.h. die Entwicklung der einzelnen Menschen als Individuen.

Matthias Hardinghaus

Moderne Stadtentwicklung: Zur Bedeutung kultureller Leitbilder in den USA

1. Vorbemerkungen

Die amerikanische Stadt zeichnet nicht nur eine insgesamt relativ geringe Siedlungsdichte aus, sondern darin inbegriffen ebenfalls eine eigentümliche Struktur der zentralisierten *City* und der dezentralisierten *Suburbs*. Dabei zeigt die *City* eine verdichtete Topologie und überwiegend ökonomische Nutzungsmuster. Die *Suburbs* hingegen werden durch eine disperse Siedlungsentwicklung bestimmt und lassen sich der Tendenz nach durch reine Wohnfunktion charakterisieren. Der Stadtbewohner arbeitet in der zentralisierten *City*. Dort kann er sich ökonomisch behaupten. Wer sich politisch, letztlich gesellschaftlich integrieren möchte, wohnt in den dezentral gelegenen *Suburbs*. Bereits in den 1940er Jahren erreicht die beschriebene Siedlungsstruktur in den USA ihre reinste Ausprägung.¹ Die Innenstädte erreichen die höchste bauliche Dichte und sind die dominanten Wirtschafts- und Arbeitsplatzzentren. Die Mehrheit der amerikanischen Gesellschaft ist zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend mobil und die Erschließung suburbaner Wohngebiete fortgeschritten.

Bis etwa 1840 ist es schwer möglich, eine Siedlungsform zu bestimmen, die sowohl von ländlicher als auch von städtischer Topologie deutlich getrennt werden kann. Nur 50 Jahre später sind die *Suburbs* eine Siedlungsform, die sich an die zunehmend industrialisierte *City* positioniert hat und zugleich deutlich von ruraler Topologie unterschieden werden kann. Ab etwa 1940 verlieren die amerikanischen Innenstädte nicht nur an baulicher Dichte, sondern auch an Bedeutung als Wirtschafts- und Arbeitsplatzzentren. Um es mit den Worten des Stadtsoziologen Robert Beauregard zu sagen, steht die moderne Stadtentwicklung in den USA „*as illustration(s) of the long-term tension between decentralization/deconcentration and centralization/agglomeration.*“²

- 1 Die Begriffe „USA“ und „Amerika“ werden synonym interpretiert. Das Wort „Amerika“ bezieht sich zum einen auf ein Territorium, das die Vereinigten Staaten von Amerika abbildet. Zum anderen ist damit die Idee einer Neuen Welt gemeint, die eine entscheidende Grundlage im Selbstverständnis der europäischen Siedler und der nachfolgenden amerikanischen Generationen darstellt.
- 2 R. Beauregard et al., The unavoidable Incompleteness of the City, in: American Behavioral Scientist, Bd. 41, Nr. 3, Nov./Dez. 1997, S. 339. Aktuelle Erscheinungsformen des besagten Spannungsfeldes werden im städtebaulichen Diskurs oft als *Urban Sprawl* bezeichnet. Robert Fishman spricht

Anhand der amerikanischen Stadtentwicklung lässt sich ein Lebensstil beschreiben, in dem der stereotype weiße und protestantische Amerikaner zum Pendler zwischen *City* und *Suburb* wird. Zugleich könnte man sagen, dass die Stadt selbst als der räumlich-materielle Ausdruck eines Lebensstils und damit eines dem zu Grunde liegenden Kulturmodells zu betrachten ist. In dieser Perspektive wäre demnach die Frage nach der kulturellen Bedeutung der städtischen Topologie zu stellen. Noch heute kann der *American Way of Life* einer Studie von Davidson zufolge im Wesentlichen als Ausdruck protestantischer Ideen verstanden werden.³ Kulturelle Leitbilder wie der Garten Eden, die moralische Wildnis und die *Frontier* sind dem protestantisch-calvinistischen Puritanismus zueigen.⁴ Sie sind integrale Bestandteile des *American Way of Life*, waren nicht nur bei der sinnlichen Aneignung des neuen Kontinents durch die Siedler von hoher Bedeutung, sondern hatten auch nachhaltigen Einfluss, so die zentrale These, auf die Entwicklung der amerikanischen Stadt.⁵ Sie waren und sind wesentlicher Bestandteil der Bezugsrahmen der Handlungsorientierungen vieler Amerikaner mithin auch Bestandteil von Lebensstilen. Damit ist ein handlungstheoretischer Ansatz vorgeschaltet, mit dessen Hilfe die Zusammenhänge zwischen religiösen Motiven, die als kulturelle Leitbilder die Ausbildung einer spezifisch amerikanischen Siedlungskultur mitprägten, und topologischer Entwicklung verstehbar sind.⁶

Als klassischer Vorläufer einer Studie, die den Einfluss des Protestantismus auf die Entwicklung der modernen Gesellschaft untersucht, muss natürlich zunächst Max Webers protestantische Ethik (1905/1920) genannt werden. Der Soziologe zielte auf eine Erklärung eines inneren, d.h. sinnhaften Zusammenhangs bzw. einer „Wahlverwandtschaft“ zwischen einem konstitutiven Bestandteil des kapitalistischen „Geistes“ und den religiösen Wurzeln der modernen Berufsethik im Sinne einer rationalen Methodik der Lebensführung ab.⁷ Hierbei bleibt es jedoch offen, einen konzeptionell begründeten Bezug zur räumlich-materiellen Entwicklung herzustellen. So könnte man etwa versucht sein, die Modernität der amerikanischen Stadt gerade in

in diesem Zusammenhang auch von der amerikanischen Zwischenstadt: R. Fishman, *Beyond Sprawl: The New American Metropolis*, in: L. Bölling / Th. Sieverts (Hrsg.), *Mitten am Rand*, Wuppertal 2004, S. 180.

3 J. Davidson et al., *Persistence and Change in the Protestant Establishment. 1930-1992*, in: *Social Forces*, Sept. 1995, 74 (1), S. 157-175.

4 Vgl. K. Krakau, *Critical Reflections upon an old Theme: The Topoi of chosen People and Mission in American History*, in: G. Blank / K. Krakau (Hrsg.), *Mission, Myth, Rhetoric and Politics in American History*, Berlin 1992, S. 28.

5 Vgl. M. Hardinghaus, *Zur amerikanischen Entwicklung der Stadt*, Frankfurt a.M. 2004, S. 4.

6 Weitere Angaben zum theoretischen Bezugsrahmen sind zu finden in: B. Werlen, *Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum*, Stuttgart 1999 oder M. Hardinghaus (s. A 5), S. 23-40.

7 M. Weber, *Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus*, hrsg. von K. Lichtblau u. J. Weiß, Weinheim 2000, S. VII.

der räumlich-materiellen Widerspiegelung der Ausdifferenzierung von politischem und ökonomischem Handeln in der City-Suburb-Struktur zu entdecken.⁸ Vorliegende Arbeit kann sicher nicht soweit gehen, aber dennoch zu einem alternativen Verständnis der amerikanischen Siedlungskultur beitragen, die ihre Einbettung in größere kulturelle und gesellschaftliche Prozesse, wie beispielhaft Webers Rationalismusthese, rechtfertigt.⁹

Eine zweite methodologische Vorbemerkung muss abschließend die Perspektive behandeln, die auf die moderne Stadtentwicklung in den USA eingenommen werden soll. Zweifellos ist es nicht möglich, die amerikanische Stadt und ihre Geschichte in ihrer vollen Komplexität in den Blick zu nehmen. Gleichwohl ergeben sich aus der hier vorgeschlagenen handlungstheoretischen Perspektive mit einer Fokussierung auf kulturell tradierte Leitbilder durchaus nahe liegende Möglichkeiten, die Entwicklung der amerikanischen Stadt zu analysieren. Der Ausgang von Leitbildern im Prozess der Siedlungsentwicklung legt es schlichtweg nahe, die Selbstbeschreibungen der amerikanischen Welt im Allgemeinen und der Stadt im Besonderen als Neue Welt und als *New Metropolis* ernst zu nehmen und den Kontrast zum Alten Europa als beobachtungsleitende Perspektive zu benennen. Es soll daher im Folgenden vorgeschlagen werden, Max Webers Stadtstudie zu diesem Zweck heranzuziehen. Sie liefert eine idealtypische Theorie der okzidentalen Stadt. Durch die Einführung der Kontrastfolie ist ein ahistorischer Vergleich zwischen einem vormodernen europäischen und einem modernen amerikanischen Stadium der Stadtentwicklung impliziert, der auch dazu beiträgt, das europäische Profil zu schärfen. Aus der abstrakten Weber'schen Analyse der Stadt anhand der Unterscheidungen Stadt-Land einerseits sowie der politischen und der ökonomischen Dimension der Stadt andererseits werden nunmehr die beobachtungsleitenden Gesichtspunkte der Analyse der amerikanischen Stadtentwicklung bestimmt.¹⁰

2. Der neue geographische Kontext

Die Überprüfung der These erfolgt zunächst, indem religiöse Deutungsmuster für die Interpretation des neuen Kontinents thematisiert werden. Insbesondere der Garten Eden als irdisches Paradies sowie die moralische Wildnis und der Frontier-Mythos als Orte des *Common Man* sind bedeutende kulturelle Orientierungen, die maßgeblich an der Generierung der amerikanischen Stadt mitwirkten.

Das kulturelle Erbe der USA stammt überwiegend aus dem alten England. Die religiöse Mission der Mehrzahl der frühen Siedler bestand in einer radikalen Re-

8 In einer marxistischen Linie könnten so möglicherweise auch Autoren wie bspw. Henri Lefèbvre, David Harvey, Saskia Sassen und Sharon Zukin argumentieren; vgl. *M. Hardinghaus* (s. A 5), S. 20.

9 Ebda, S. 34 f.

10 *M. Weber*, *Die Stadt*, hrsg. von *W. Nippel*, Tübingen 2000, S. 2, 5, 7 und S. 19.

form des Protestantismus. Während des 17. und des frühen 18. Jahrhunderts hatte sich in den ersten Kolonien der so genannte *New England Way* entwickelt. Er beschreibt eine Lebensform „*that is usually applied to Puritan church polity but is apt as well for most facets of the region's society and culture.*“¹¹ Der *New England Way* erfährt zunächst keinen politischen Impetus.¹² Er wird hier vielmehr als eine religiöse Emanzipation der Puritaner gegenüber der für sie unsäglichen Entwicklung in England interpretiert. Daniel Boorstin bezeichnet ihn als erste Phase des *American Way of life*.¹³ Die Lebenswelt miteinander konkurrierender protestantischer Richtungen und nonkonformistischer Gruppen, die nur den Anti-Katholizismus gemein hatten, sich ansonsten aber in erbittertem Gegensatz und religiöser Feindschaft miteinander befanden, wurde von den Auswanderern des 17. Jahrhunderts in die nordamerikanischen Kolonien gewissermaßen als geistiges Gepäck mitgenommen.¹⁴ Daraus entwickelten die Kolonisten zum einen ein weitgehend negatives Bild Europas und zum anderen das grundlegende Paradigma, in dessen mentalen und organisatorischen Kategorien sich die kulturellen Leitbilder der Neuen Welt entfalten sollten.

Die puritanischen Siedler behandelten und formten den neuen geographischen Kontext nach dem Bild, das sie mitbrachten. Die indianischen Ureinwohner wurden zu Wilden, die es zu missionieren galt, die tiefen und undurchdringlichen Wälder zur moralischen Wildnis sowie das so genannte weite freie Land zum Garten Eden.¹⁵ Angesichts der weiten unberührten Natur (*virgin land*) wurde die Neue Welt in den Anfängen der Besiedlung oft als irdisches Paradies beschrieben, das den Neuankömmling von der Mühsal des Lebens in der Alten Welt befreite. Dieser amerikanische Traum durchläuft nach Fluck im Wesentlichen drei Stationen. Die Erste ist die Vision eines Lebens an einem noch unverdorbenen Ort, der es dem Neuankömmling ermöglicht, sich auf scheinbar mühelose Weise vom moralischen Ballast der Alten Welt zu befreien. Der Wiedereintritt in das verlorene Paradies führt zur Wiedergeburt des Europäers als *American Adam*.¹⁶ Das sind im Wesentlichen Visionen vor der Besiedlung des amerikanischen Kontinents oder aus ihren Anfängen, wobei christliche Vorstellungen mit der zweiten Stufe, dem pastoralen Traum von einer Harmonie zwischen Natur und Kultur, bereits ineinander übergehen. In der dritten Stufe tritt schließlich der Glaube an die tugendhafte, egalitäre Wirkung des Landlebens

11 A. Vaughan, *The Puritan Tradition in America*, London 1972, S. XII.

12 Vgl. G. Blanke, Die Anfänge des amerikanischen Sendungsbewusstseins, in: *Archiv für Reformationsgeschichte*, Heft 59, 1967, S. 174.

13 D. Boorstin, *The Americans. The colonial experience*, New York 1958, S. 16.

14 G. Apel-Birnbaum, Protestantismus oder Pluralismus?, in: F. Unger (Hrsg.), *Amerikanische Mythen*, Frankfurt a.M. 1988, S. 164.

15 Vgl. G. Blanke (s. A 12), S. 174 ff.

16 W. Fluck, *The American Dream*, in: *Länderbericht USA*, hrsg. von W.P. Adams u. P. Lösche, Bonn 1998, S. 730.

hinzu.¹⁷ Ein ganz entschiedener Anhänger jener Auffassung war Thomas Jefferson.

Ein Vertrauter desselben, französischer Aristokrat und Einwanderer, war Hector de Crèvecoeur. Vielfach zitiert ist seine Frage: „*What then is the American, this new man?*“¹⁸ In seinen Veröffentlichungen thematisiert er sowohl die günstigen Bedingungen des Kontinents für die Herausbildung eines neuen Menschentyps, als auch das dortige politische System. Mit seinem anscheinend grenzenlosen Angebot an Land schaffe Amerika für den einfachen Mann, den *Common Man*, der in Europa nach wie vor in ökonomischer und politischer Abhängigkeit gefangen sei, zum ersten Mal die Möglichkeit einer selbstbestimmten Existenz: „*Europe has no such class of men.*“¹⁹ Ein anderer Franzose, Alexis de Tocqueville, unternahm wenige Jahrzehnte später seine Amerikareisen mit dem Ziel, die politischen Strukturen des Landes zu studieren. Noch deutlicher als Crèvecoeur sah er in den USA die Entstehung eines neuen Persönlichkeitstyps, den das politische System der Demokratie hervorbrachte. Er bezeichnete den Charaktertyp als Individuum und seine Lebensführung als Individualismus. Beides stellte er in Kontrast zu einem traditionellen europäischen Lebensstil.²⁰ Insbesondere aber für Crèvecoeur stellt das Leitbild einer agrarischen Lebensform im Kontext eines politischen Ideals die Garantie für eine Gesellschaft freier, unabhängiger Bürger dar. Demgegenüber wird andererseits die europäisch tradierte Stadt als Zentrum der Entfremdung und der Korruption ausgelegt. Die religiöse Vision eines Amerikas als Garten Eden verstärkte ein tiefes Misstrauen gegenüber der verdichteten Stadt als Ort der moralischen Gefährdung und des Selbstverlustes, das die amerikanische Kultur bis in das 20. Jahrhundert hinein prägen sollte.²¹

Ein zentrales Motiv in der amerikanischen Mythologie ist die *Frontier*. Sie ist für die Konstitution einer spezifischen amerikanischen Identität von herausragender Bedeutung, stellt sie doch den symbolischen Ort dar, den der Siedler als Europäer betritt und als Amerikaner verlässt.²² Dieser Ort ist die Grenze zwischen Zivilisation und moralischer Wildnis und damit ein typisch amerikanisches Leitbild, wenn es um die symbolische Aufladung des neuen geographischen Kontextes geht. Weniger offensichtlich als im Gartenideal, aber dennoch ablesbar, ist die Verflechtung des Frontier-Motivs mit religiös puritanischen Werten. So ist die *Frontier* ein Ort der Versuchung, der Bewährung und der Prüfung, an dem sich das Individuum Gottes

17 Ebda., S. 730.

18 H. de Crèvecoeur, *What is an American?*, in: M. McGiffert (Hrsg.), *The Character of Americans*, Homewood/Illinois 1970, S. 43.

19 Ebda., S. 44.

20 A. de Tocqueville, *Democracy in America*, in: *The Character of Americans*, Michael McGiffert (Hrsg.), Homewood/Illinois 1970, S. 49-50.

21 Vgl. W. Fluck, a. a. O., S. 730.

22 F. Turner, *The Frontier Experience*, in: M. McGiffert (Hrsg.), *The Character of Americans*, Homewood/Illinois 1970, S. 96.

Wohlwollen vergewissern kann.²³ Ein Erfolg wird schließlich mit einer Wiedergeburt als Amerikaner gekrönt (*uniqueness*). In diesem Zusammenhang ist die Geschichtsauffassung und die Frontier-These des Amerikaners Frederick J. Turner als Teil des amerikanischen Selbstverständnisses von großer Bedeutung. Der Begriff der *Frontier* bezeichnete nach der Definition der Zensusbehörde zunächst ein Gebiet, auf dem nicht mehr als zwei weiße Bewohner pro Quadratmeile siedelten (*Two-Person-per-Square-Mile-Rule*). Es war die unmittelbare Übergangszone zwischen Besiedlung und unbesiedeltem Land, zwischen weißer Zivilisation und der so genannten Wildnis. Eine solche Frontier-Linie konnte erstmalig 1890 nicht mehr gezogen werden.²⁴

Der junge amerikanische Historiker Frederick Jackson Turner nahm die Schließung der *Frontier* zum Ausgangspunkt einer grundlegenden Neudeutung der amerikanischen Geschichte. In seinem Aufsatz „The Significance of the Frontier in American History“ (1893) erhob Turner die *Frontier* zum Schlüsselbegriff seiner Interpretation der Geschichte der Vereinigten Staaten. Es war die *Frontier* und ihre sukzessive Verschiebung nach Westen, so seine These, die nahezu alle kennzeichnenden Merkmale der amerikanischen Gesellschaft geprägt hatte. Sie war dafür verantwortlich, dass sich das Land so deutlich von Europa unterschied.

Bestimmend für die Geschichtswissenschaft jener Zeit wurden die evolutionistischen Theorien Spencer'scher und Darwin'scher Prägung. Der Historiker Matthias Waechter stellt als Kennzeichen für die amerikanische Historie heraus, dass die Forderung nach Anwendung der naturwissenschaftlichen Theorien auf wenig artikulierten Widerstand stieß.²⁵ Das Turner'sche Werk erscheint vor einem geistesgeschichtlichen Hintergrund weniger als eine wissenschaftliche Analyse des Besiedlungsprozesses, sondern vielmehr als die Neuformulierung eines amerikanischen Leitbildes. Zugleich trägt jenes Selbstverständnis auch eine motivische Kontinuität in sich, mit der die *Frontier* als Ort der Prüfung und Bewährung ausgelegt werden kann und damit ein sinnhafter Bezug zu calvinistischen Wertstrukturen zu verstehen ist. Turner gehörte zudem zu den zahlreichen Personen, die der statischen Idee des Garten Edens anhängen. Ebenso wie bspw. Thomas Jefferson oder Hector Crèvecoeur war er der Überzeugung, dass eine Gesellschaft freier Landwirte die Stabilität des politischen Systems garantiere und attestierte dem Leben in der Nähe zur Natur eine regenerative Wirkung. Dem konträr gegenüberstehend und bedeutsam für die hier vorliegende Leitbilddiskussion ist, dass Turner jedoch ebenfalls, das betont der Historiker Waechter mit Nachdruck, auch als ein Vertreter des evolutionistischen Denkens des späten 19. Jahrhunderts angesehen werden kann, stellt doch die Besiedlung des freien Landes einen stetigen evolutionären Neubeginn dar.²⁶

23 Vgl. G. Blanke (s. A 12), S. 172.

24 B. Edmondson et al., The Frontier is still here, in: American Demographics, Juli 1991, S. 50.

25 M. Waechter, Die Erfindung des amerikanischen Westens, Freiburg i.B. 1996, S. 74.

26 Ebda., S. 310 ff. und S. 357.

Den Leitbildern folgend sind sowohl der Garten Eden als auch die *Frontier* die Orte, an denen sich die Siedler in protestantisch-calvinistischer Kontinuität des Ausgewähltseins (*choseness*) vergewissern können oder gar, auf sich allein gestellt, göttlichen Prüfungen der Bewährung unterziehen sollen. Im Wandel dieser Bilder stehen sie ferner für die Orte, an denen ein individualistischer und pastoraler Lebensstil entstehen soll. Während im Europa des 18. Jahrhunderts die Idee einer von Gott bestimmten Weltgeschichte an Wirkungskraft verlor und ein Fortschrittsleitbild die Funktion der Vorhersehung übernahm, so berichtet Löwith, „*blieb für das Amerika der späten Kolonialzeit die providentiell-millennialistische Geschichtssicht bestimmend.*“²⁷ Beispielhaft veranschaulicht werden kann dies an den Aussagen Jonathan Edwards. Mitte des 18. Jahrhunderts waren seine Predigten eng mit den missionarischen *Awakenings* verbunden. Auch in ihnen ist ein latenter Entwicklungsgedanke zu beobachten, allerdings anstatt einer Verweltlichung von Leitbildern mehr im Sinne einer weiteren religiösen Emanzipation von Europa. Ferner ist für die hier veranschlagte Argumentation an der Haltung des einflussreichen Edwards bedeutsam, dass nicht – wie zunächst im Puritanismus – der Garten Eden als zentrale göttliche Metapher benötigt wird. Es ist jetzt die Natur, die dem Konzept nach zum reinigenden Ort wird, an dem der Theologe physisches und metaphysisches zu einer spirituellen Wahrhaftigkeit vereint sieht.²⁸ Edwards wird im Aufsatz von D. Hall „A Study of the Teleology of Nature“ mit den Worten zitiert: „*God is speaking through nature.*“²⁹ Hier liegen sodann auch Anknüpfungspunkte eines Naturbegriffes, der von Thomas Jefferson zweifellos weiter politisiert wurde. Im Zusammenhang eines nunmehr gewandelten Leitbildes weist Waechter darauf hin, dass puritanische Ideen in den Jahren vor dem Unabhängigkeitskrieg zumeist in einer gegenüber dem 17. Jahrhundert stark modifizierten Form wirksam waren. Nicht nur im Norden, sondern auch in den mittleren und südlichen Kolonien identifizierten nun Prediger Amerika mit einem von Gottes Vorsehung geleiteten neuen Israel. Mit der geographischen Verbreitung der providentiellen Geschichtsauffassung war somit ein inhaltlicher Perspektivenwechsel verbunden.³⁰ So bedeutete das Millennium nun nicht mehr nur die Erfüllung der biblischen Verheißung einer Wiederkehr Christi, wie noch im Bild des Garten Edens verflochten, sondern wurde mit dem endgültigen Sieg freiheitlicher amerikanischer Institutionen vermischt, ja gleichgesetzt. Die eschatologische Vision war nun keine religiöse mehr, doch nahm man nach wie vor, so bestätigt es Behrens, eine religiöse Ursache (*divine providence*) für den politischen Erfolg der Kolonien an

27 K. Löwith nach M. Waechter, ebda, S. 33.

28 Vgl. D. Hall, From Edwards to Emerson: A Study of the Teleology of Nature, in: M. Schuldiner (Hrsg.), Studies in puritan American Spirituality, Lewiston 1996, S. 124.

29 J. Edwards nach D. Hall, ebda., S. 125.

30 Vgl. M. Waechter (s. A 25), S. 35.

(*the American empire for liberty*).³¹ Der göttliche Heilsplan wandelte sich zu einer Vorstufe eines säkularisierten Leitbildes sozialer und politischer Evolution.

Benjamin Franklins Autobiographie ist das Fallbeispiel, an dem Max Weber die Säkularisierung des Calvinismus hin zu einem System moralischer Orientierungen beschreibt. In seiner Schrift „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ (1905/1920) hat der Soziologe nachgezeichnet, wie aus der langsamen Verweltlichung des protestantischen, insbesondere des calvinistischen Glaubens eine Verhaltensethik entstand, in der das Streben nach materiellem und sozialem Erfolg zur moralischen Verpflichtung werden konnte.³² Damit wurden nicht nur wichtige Handlungsorientierungen für das kapitalistische System entwickelt, sondern auch für einen spezifischen Erfolgsmythos in den USA. Der calvinistische Glaube an die Gnadenwahl, in der der eigene Gnadenstand allein in der unergründlichen Gnade Gottes liegt und völlige Heilsgewissheit daher nie erreicht werden kann, konnte zu einem rastlosen Streben nach materiellem Erfolg und sozialem Aufstieg werden. Franklins Erzählungen sind die exemplarische Erfolgsgeschichte, die den Aufstieg des aus bescheidenen Verhältnissen stammenden *Self-Made Man* zum international geachteten Diplomaten und Erfinder erzählt.³³ Franklins Werdegang ist beispielhaft, weil er als Resultat eines tugendhaften Lebens erscheint und somit moralisch „verdient“ ist. Sobald jedoch Tugend eine nicht mehr primär religiöse, sondern eine soziale Funktion hat, gewinnt sie auch eine potenziell strategische Dimension. Man ist nicht nur tugendhaft, weil davon das eigene Seelenheil abhängt, sondern auch das eigene soziale Prestige. In dieser Verschiebung bleibt eine calvinistische Kontinuität, auf die in den folgenden Absätzen Bezug genommen wird.

In seiner Arbeit über die Grundlagen des Besitzindividualismus führt Crawford Macpherson in die Wurzeln der liberal-demokratischen Theorien ein.³⁴ Seine Untersuchung geht davon aus, dass jene Ursprünge wahrscheinlich in der politischen Theorie und Praxis im England des 17. Jahrhunderts zu finden sind. Der Individualismus im religiösen Sinne, wie er einem puritanischen Denken zu eigen war, so der Autor, betonte den gleichen sittlichen Wert aller Individuen. Eine ähnliche Position nimmt, vereinfacht gesagt, der Individualismus auch in John Lockes politischer Theorie ein. Diese Theorien gingen einher mit dem Kampf um einen liberalen Staat. Macphersons These geht davon aus, dass sich der Charakter des Individuums in seiner Besitzbezogenheit spiegelt. Das Individuum ist Eigentümer seiner Person und seiner Fähigkeiten, für die es der Gesellschaft nichts schuldet; ein Grundsatz, der zu einem Teil des wirtschaftlichen Ethos in den USA werden sollte und vor dessen Hinter-

31 Vgl. J. Behrens, *Providence & Patriotism in Early America*, Charlottesville 1978, S. 166 f.

32 M. Weber (s. A 7), S. 122.

33 M. Weber (s. A 7), S. 11-16.

34 C. Macpherson, *Die politische Theorie des Besitzindividualismus*, Frankfurt a. M. 1980, S. 13 f.

grund die Bedeutung der „Arbeit“ ermessen werden kann, die bei den Puritanern ganz besonders stringent religiös motiviert war.

Sich allein durchzuschlagen, für sich selbst aufzukommen und schließlich, wie P. Marcuse sagt, sein Haus selbst zu bauen, ist nach wie vor auch in den USA ein gültiges bürgerliches Motiv.³⁵ Damit aber der *Self-Made Man* sein dezentrales Ideal, wenn man so möchte, seinen privaten Garten Eden selbst verwirklichen kann, ist er unter arbeitsteiligen bzw. unter industriekapitalistischen Bedingungen gewissermaßen auf eine zentralisierte ökonomische *Frontier* angewiesen. Denn dort kann er sich ökonomisch durchschlagen und behaupten. So kommt dem *Self-Made Man* eine geradezu protagonistische Mittlerrolle zu, die ihn vom *Common Man*, der sich eher in einer ruralen Topologie bewegen dürfte, und dem *Business Man*, der sich ausschließlich durch seinen Erfolg und, um es im Sinne Calvins auszusprechen, durch bestandene geschäftliche Prüfungen am ökonomisch zentralen Ort definiert, signifikant unterscheidet. So ist der *Self-Made Man* zum einen die Leitfigur, die protestantische Werte kontinuiert, zum anderen auch diejenige, für deren Lebensmodell die Siedlungsstruktur der *City* und der *Suburbs* als notwendige räumlich-materielle Bedingung noch am ehesten herangezogen werden kann.

3. Politische Dezentralisierung

Im folgenden Abschnitt soll die politische Dimension der protestantischen Stadt-Land-Vorstellungen im Vordergrund der Diskussion stehen. Die Idealisierung der Natur, deren religiöse Verflechtung und der Glaube an die Tugendhaftigkeit einer ruralen Lebens- und Siedlungsform mündeten schließlich in die Vision der demokratischen *Suburbs*. Mit ihrer kulturellen Einbettung können die *Suburbs* als ein wesentliches Strukturmerkmal der modernen Stadtentwicklung in den USA beschrieben werden.

Anhand der Beschreibungen des amerikanischen Geographen Donald Meinig sollen jetzt idealtypische Siedlungskonzepte vorgestellt werden, die insbesondere im amerikanischen Kontext ihre Anwendung fanden. Das puritanische Konzept der Gemeinde (*community*) um 1750, von Meinig auch *New England Village* genannt, setzt eine Gruppe von Menschen und eine physisch-materielle Konstellation voraus, die Interaktion und sozialen Zusammenhalt ermöglicht.³⁶ Die areale Grundeinheit war die *Town*, ein Gebiet von ein paar Quadratmeilen, das einer bestimmten Gruppe bewilligt wurde. Bei Alden Vaughan ist zu erfahren, dass die *Town* mehr noch als die Kolonie sozialer, ökonomischer und politischer Bezugspunkt der Siedler war.³⁷

35 P. Marcuse, Wohnungsversorgung in den USA, in: Bauwelt, Bd. 73, Heft 31/32, 1982, S. 1292.

36 D. Meinig, The Interpretation of ordinary Landscape, Oxford 1979, S. 164.

37 A. Vaughan, The Puritan Tradition in America, London 1972, S. 192.

In der Nähe des Town-Zentrums wurde ein Ort für das Dorf ausgewählt. Jede Familie des Dorfes wurde mit einem Hausgrundstück sowie mit einer oder mehreren Parzellen zur landwirtschaftlichen Nutzung in der angrenzenden, anbaufähigen Umgebung ausgestattet. Ferner war jede Familie mit dem Recht versehen, beiliegende Weiden, Wiesen und Wälder zu nutzen. Ein Gebäude, das als Kirche diente, und ein Versammlungsort (*assembly hall*) auf gemeinschaftlichem Dorfgrund war symbolisches Zentrum und regelmäßiger sozialer Mittelpunkt. Land und Rechte waren nicht gleichmäßig verteilt. Gemeindevorsteher mit hohem Ansehen und Familien von größerer Bedeutung konnten einen größeren Anteil Land erhalten. Dem Siedlungsmuster war keine Standardgeometrie vorgegeben. Einige *Towns* waren in rechteckigen Gebieten angelegt. Andere Dörfer, z.B. New Haven, sind in ihrer Grundform auf formale Quadrate zurückzuführen. Die große Mehrheit der Siedlungen jedoch war nicht symmetrisch angelegt und erscheint schlicht als eine Adaption auf die lokalen topographischen Bedingungen. Die Expansion verlief immer in ähnlichen Schritten. Wenn die Landwirtschaft in Gebiete vordrang, die nur schlecht vom Dorf aus zu erreichen waren, oder die Bevölkerung die lokalen Ressourcen überforderte, veranlasste die Dorfleitung (*authority*) die Bildung einer ausgewählten Gruppe (*cadre*), um ein neues Dorf innerhalb derselben *Town* oder eine neue in einem anderen Distrikt zu gründen. Dieses Idealmuster einer puritanischen Kolonisation wurde ausreichend angewendet, um schließlich eine sehr distinktive Form und Landschaft der Gemeinde zu schaffen. Natürlich waren viele englische Elemente enthalten, aber nichtsdestotrotz, so Meinig, war es eine einheimische Kreation, eine neue Art von Gemeinde. Die *New England Town* war die amerikanische Version des englischen Pfarrbezirks, und das bäuerliche *Village* erinnerte mit seinem streifenförmigen Ackerland und dem Gemeinschaftsgut an mittelalterliche europäische Strukturen. Es gab aber auch signifikante Unterschiede in Form, Inhalt und Funktion. So gab es in Neuengland weder Herrenhäuser noch Mietshäuser.³⁸ Die Gesellschaft war wesentlich einfacher strukturiert. Meinig charakterisiert sie als ländlich geprägt mit weniger formalen Institutionen. Sie bestand fast ausschließlich aus Eigentümern ohne eindeutigen Unterschied nach Klasse und Reichtum.³⁹ Der Geograph schreibt: „...*the whole body explicitly bound together to create a way of life whose nature was continuously under examination.*“⁴⁰ Meinig fasst zusammen, dass das *New England Village* weithin als Symbol für eine vertraute, familienzentrierte, gottesfürchtige, hoch moralische, fleißige, sparsame und demokratische *Community* steht.

Donald Meinig beschreibt weitere „model landscapes“ der amerikanischen *Community*. Sehr erfolgreich und ein Konkurrent zum *New England Village* ist ein

38 Auch die von Meinig beschriebene Expansion in Neuengland mag im europäischen Kontext in der Regel anders verlaufen sein.

39 D. Meinig, *The Shaping of America*, Bd. 1, London 1986, S. 156.

40 D. Meinig (s. A 36), S. 165.

Schauplatz, der nicht auf Kirche und Dorfgrün fokussiert ist, sondern auf eine drei bis vier geschossige, im roten Ziegel gehaltene Geschäftsblockbebauung entlang einer Straße. Die Bebauung verrät ihren Ursprung, so der Geograph, durch reich verzierte Fensteranordnungen und ornamentale Gesimse im 19. Jahrhundert. Über den Geschäften mit ihren Vordächern liegen der Beschreibung zufolge die Büros von Anwälten und Ärzten sowie darüber wiederum die Konferenzräume (*meeting rooms*). Ein Gerichtsgebäude (*courthouse*) hat seinen eigenen Block, ist sichtbar, spielt aber keine dominierende Rolle. Die großen klassizistischen Säulen vor dem steinernen Geschäftstempel verkünden, so Meinig, die wahre Macht: die Bank. Die Rede ist von der *Main Street*. Parallel zu ihr verläuft die *Church Street*, eine Straße mit vielen Kirchen. Ganz in der Nähe sind die Akademien und die konfessionellen Hochschulen angesiedelt. Das Wohnareal beginnt mit großzügigen italienischen oder viktorianischen Häusern auf weiträumigen Parzellen. Auf der anderen Seite der *Town* liegen die Waren- und Lagerhäuser sowie kleine Fabriken. Und rings um die beschriebene Ansiedlung befindet sich das prosperierende Farm-Land (*farming country*), in dem ansehnliche Bauernhöfe (*farmhouses*) mit großen roten Ställen punktuell verstreut liegen. Der Geograph nennt diese Siedlungslandschaft *Main Street of Middle America*.⁴¹ Er beschreibt ihre grundsätzliche Anordnung als linear. Die *Main Street* verläuft von Ost nach West und ist eine Geschäfts- und Hauptverkehrsstraße. Modellhaft ist ihre Lage zwischen der *Frontier* im Westen und den weltläufigen Einwanderungshäfen im Osten angesiedelt. Ökonomisch bildet sie ein kommerzielles Zentrum umgeben von landwirtschaftlicher und lokaler Industrie. In sozialer Hinsicht zeichnet sie keine extremen Unterschiede von arm und reich aus. Es gibt zwar, so Meinig, soziale Unterschiede, daraus würden allerdings keine strikten Gesellschaftsschichten resultieren. Sie sei zwar eine genuine amerikanische *Community*, aber sozial nicht so stark geschlossen und kohäsiv. Die *Main Street* ist der Sitz einer eigentumsbewussten Geschäftskultur, rechtschaffender Bürger, die dem freien Unternehmen und sozialer Moral verpflichtet sind. Die *Main Street* ist eine *Community* von geradlinigen, einfühlsamen und praktisch veranlagten Menschen. Die „Chamber of Commerce“ und die protestantischen Kirchen sind, so schreibt der Geograph, „naturally linked in support of ‚progress‘ and ‚improvement‘...“⁴²

Ein dritter Schauplatz der amerikanischen *Community* wird von Meinig wie folgt beschrieben: Niedrige, weit angelegte, eingeschossige Häuser stehen auf breiten und zur Frontseite geöffneten Parzellen auf perfekt grünem Rasen. Das prominente Merkmal des Hauses ist die Doppelgarage, die hin zu einer breiten Privatauffahrt geöffnet ist, die wiederum an eine breite, kurvige Straße anschließt. Meinig bemerkt, dass dort Bürgersteige (*side walks*) unbekannt und unerwünscht sind. Die breiten Straßen führen dann auf große *Freeways*, auf denen die wohlhabende durchschnittliche Fa-

41 Ebda., S. 167.

42 Ebda., S. 167.

milie in klimatisierten Autos zum Surfen, Wasserski, Golfen oder „country clubbing“ fährt, wenn sie nicht gerade zum großem *Shopping Plaza* oder den sonstigen *Drive-In* Angeboten unterwegs ist. Meinig spricht von *Suburbia*, genauer gesagt von den *California Suburbs*, die sich nach dem ersten Weltkrieg herausbildeten. Natürlich sind die *Suburbs* nicht in Kalifornien entstanden. Jedoch hat sich die idealisierte suburbane Landschaft seit der Entstehung der ersten *Suburbs* nochmals weiter entwickelt. Sie sind nicht mehr bloß die Attribute älterer städtischer Areale. Sie sind diskrete und unabhängige Landschaften, „...*not sub-ordinate, but the dominant pattern*“, urteilt der Geograph.⁴³ Indes bezeichnete Elazar das generalisierte Konzept der *Suburbia* als „*equivalent of small town America as the symbol of the country's grass roots and the fountainhead of the American Way of Life.*“⁴⁴

Die politische Dimension im amerikanischen Siedlungsideal reflektierte als erster prominenter Vertreter Thomas Jefferson Ende des 18. Jahrhunderts. Er besprach das ländliche Ideal amerikanischer Zivilisation in seinen Demokratievorstellungen weitgehend bereits in den „Notes on the State of Virginia“ (1782). Nach Darstellung des Kulturhistorikers Leo Marx beruht das Ideal auf einem tiefen Glauben in ein ländliches Leben, das tugendhaft und gut für die menschliche Seele sei, weil es persönliche Sünden zurückhalte.⁴⁵ Nach Ansicht Jeffersons finde es seinen räumlichen Ausdruck in dezentral organisierten, kleinen und ländlichen Gemeinden (*communities*). Politisch könne so eine gleichberechtigte Kontrolle über die Arbeit der örtlichen Regierung praktiziert werden. Zugleich fasst die Jefferson'sche Landethik die europäisch tradierte Stadt als Symbol der Korruption, Unordnung und der sozialen Ungerechtigkeit auf und steht damit in motivischer Kontinuität einer calvinistisch-puritanischen Interpretation. Schließlich führte diese Ethik zu einer moralischen Dichotomie, welche die Stadt als künstlich, unvollständig und temporär und das Land – den neuen geographischen Kontext – als einfach, vollendet und zeitlos auffasste.⁴⁶ Das protestantische Leitbild eines tugendhaften Lebens auf dem Land wird in eine politische Vision einer Gesellschaft freier und landbesitzender Bürger gewandelt. Von keinem geringeren als von Jefferson stammt der entscheidende Satz: „*The country produces more virtuous citizen.*“⁴⁷ Was Jefferson der städtischen Gesellschaft vorzieht, ist nicht nur die ländliche Idylle, sondern auch eine ländlich orientierte und auf Landbesitz beruhende Gesellschaft; topologisch getragen durch die *Family Farm*.

Ein Konsens über Demokratie schien die europäisch tradierte städtische Siedlungsform nicht mehr zu benötigen. Der Konflikt zwischen den ruralen Leitbildern

43 Ebda., S. 169.

44 Elazar nach D. Meinig (s. A 36), S. 172.

45 L. Marx, *The Machine in the Garden*, New York 2000, S. 121-144.

46 Ebda., S. 128.

47 Th. Jefferson nach L. Holzner, Die kultur-genetische Forschungsrichtung in der Stadtgeographie. Eine nicht-positivistische Auffassung, in: *Die Erde*, Bd. 112, Jg. 1981, S. 181.

des „genuinen“ Amerikaners, sei es der *Common Man* im Garten Eden, der *Farmer* auf Gottes Erden oder der *Pioneer* in der moralischen Wildnis einerseits und der städtischen Attraktivität andererseits, die die Stadt als einen technologischen Wirtschafts- und Arbeitsstandort auslegt, wie ihn der *Business Man* benötigte, schien in einem suburbanen Siedlungsarrangement gelöst zu sein.⁴⁸ Materieller Erfolg und soziales Prestige konnten z. B. durch den Besitz eines Einzelhauses in den *Suburbs* demonstriert werden. Die Entwicklung der dispersen Topologie stellt James Vance schließlich als eine Utopie des „democratic suburb“ dar.⁴⁹ Sicher ist das Leben auf der *Family Farm* bereits in kapitalistische Verwertungsprozesse eingebunden. Sie ist wirtschaftlich jedoch noch eine relativ autarke Siedlungseinheit. Die *Suburbs* sind hingegen vergleichsweise abhängig von der zentralisierten *City*. In Abzug muss den *Suburbs* folglich in ihrer politischen Dimension eine besonders hohe Bedeutung beigemessen werden. Die städtische Topologie wandelt sich, indem vormals rural motivierte Siedlungsformen in den Stadtbegriff integriert werden. Jetzt ist es auch schlüssig, weshalb idealtypisch die Topologie der amerikanischen Stadt die notwendige Bedingung dafür ist, dass der *Self-Made Man* seinen Lebensstil, sprich den *American Way of Life*, auch heute noch praktizieren kann.

Das Vorbild für den erfolgreichen *Business Man* in Amerika war, so berichtet Robert Fishman, die englische metropolitane Lebensweise des exklusiven *Suburbs*.⁵⁰ Diese wurde vom *Protestant Establishment* schon nachgeahmt, als die Lebensverhältnisse in den Innenstädten noch keinerlei notwendige Bedingung für eine rural motivierte Siedlungsform bieten konnten. Die amerikanischen *Suburbs* kurz vor 1840, und das ist Fishmans zentrale These, wichen in ihrer räumlich-materiellen Gestaltung grundsätzlich nicht von den Wohnformen ab, die ca. 25 Jahre früher außerhalb Londons und am Rande der Industriestädte Nordenglands entstanden waren.⁵¹ So wurde das Einfamilienhaus zum Leitbild (*paragon*) der Wohnwünsche für die so genannte Mittelklasse. Es war das sichtbarste Zeichen, in der Gesellschaft angekommen zu sein, ein Ziel, das jede „decent family“ anstrebte.⁵² Eine Investition in ein Einfamilienhaus verbanden viele mit der Hoffnung auf höheren sozialen Status und Prestigegewinn. Ein Immigrant, so die Interpretation, der in der Regel in der Innenstadt ankam, mochte den suburbanen Lebensstil, ganz gleich, ob er ihn vor seiner Einwanderung schon kannte oder nicht, als eine Möglichkeit der gesellschaftlichen Integration gesehen haben. Wer sich gemäß der politischen Vision gesell-

48 M. Hardinghaus (s. A 5), S. 19 f.

49 J. Vance (Jr.), Democratic Utopia and the American Landscape, in: M. Conzen (Hrsg.), The Making of the American Landscape, New York 1994, S. 204 ff.

50 Vgl. R. Fishman, American Suburbs/English Suburbs, in: Journal of Urban History, Bd. 13, Nr. 3, Mai 1987, S. 239.

51 Ebda., S. 238.

52 K. Jackson, Crabgrass Frontier, New York 1985, S. 50.

schaftlich integrieren wollte, zog in die *Suburbs*. Um die Umsetzung der Vision durchzuhalten, mussten möglichst viele Amerikaner zu Landbesitzern werden. Der *Public Land Act* von 1820 und der *Homestead Act* von 1862 sind nur zwei prominente Beispiele für deren praktische Umsetzung. Im Grundsatz unterstützen beide Gesetze die Farmer-Familie auf der Suche nach Landeigentum.

Schon im religiösen Community-Ideal des *New England Village* wird eine Gesellschaftsbildung auf der Basis von Landbesitz und Privateigentum deutlich. Im Siedlungsbild der *Suburbs* ließ sich das politische Ziel der landbesitzenden Bürger als Gesellschaftsideal kontinuierieren, das sich zuvor im Ideal der *Farm* manifestiert hatte. Ab 1870 sind getrennte Wohnhäuser zu einem bestimmenden Merkmal suburbaner Siedlungsformen geworden. Das Ideal war nicht mehr die sozial kohäsive *Community*, sondern nach Jackson ein „*private wonderland walled off from the rest of the world*.“⁵³ Für Choko und Harris versinnbildlicht Hauseigentum auch heute noch die amerikanische Tugend der Selbsthilfe. Sie sehen darin ein demokratisches Angebot für eine moderate Absicherung und einen guten Gewinn für Kleininvestoren. *Home Ownership*, oder wie das Autorenduo präzisiert, *Owner-Occupation*, sei ein bedeutsames Element der amerikanischen Kultur des Besitzindividualismus (*possessive individualism*) und mithin, wie sie fortfahren, ein integraler Bestandteil des *American Way of Life*.⁵⁴

4. Ökonomische Zentralisierung

Die ökonomische Dimension der protestantischen Ethik kann vor allem in der zentralen *City* umgesetzt werden. Deshalb sollen nun die dem Protestantismus inhärenten ökonomischen Leitgedanken hinsichtlich ihrer topologischen Konsequenzen befragt werden. William Howells, ein amerikanischer Politiker um die vorletzte Jahrhundertwende, charakterisiert die *City* seiner Zeit als den typischen Aufenthaltsort des *Business Man* und des Immigranten.⁵⁵ Über die religiöse Bedeutung der „Arbeit“, oder besser, über den idealtypisch notwendigen Ort der „Arbeit“ kann eine Beziehung zum *American Way of Life* und zur Siedlungsentwicklung hergestellt werden. Wie bereits unter Bezug auf Max Weber angeführt war es in säkularisierter Form das soziale Prestige, das Ansporn zur „Arbeit“ geben konnte. Hierfür benötigte die Leitfigur des erfolgreichen *Business Man* die ökonomisch zentralisierte *City*, die in Adaption des Frontier-Motives einen Ort der ökonomischen Bewährung darstellt.

53 Ebda., S. 58.

54 M. Choko et al., *The Local Culture of Property*, in: *Annals of the Association of American Geographers*, 80 (1), 1990, S. 73 f.

55 W. Howells nach M. White et al., *The Intellectual versus the City*, Cambridge 1962, S. 96.

Nach Vorländer glaubt die Mehrheit der Amerikaner daran, dass jedem Einzelnen gleiche Aufstiegsmöglichkeiten gegeben seien und dass Wirtschaft und Staat die erforderlichen Möglichkeiten dafür bereitstellten.⁵⁶ Zu dieser amerikanischen Einstellung dürfte auch der Puritanismus der Gründer mit seiner religiösen Arbeitsethik beigetragen haben. Der größte Teil der amerikanischen Siedler bestand zunächst aus englischen Puritanern. Diese so importierten kulturellen Grundwerte, die auch als Kultur der WASP (*White-Anglo-Saxon-Protestant*) bezeichnet werden, dominierten seit etwa 1620 den Lebensstil, der zunächst als *New England Way* bekannt werden und später zum so genannten *American Way of Life* avancieren sollte. Nach Darstellung des Wirtschaftshistorikers Gerald Cavanagh konnten die Puritaner nur deshalb so intensiv der täglichen Arbeit nachgehen, weil sie sich durch ihren Gott dazu berufen fühlten. Die Puritaner verehrten ihren Gott nicht durch pompöse Gesänge oder aufwendige Gottesdienste, allerdings auch nicht durch steriles Mönchtum. Für Verehrung stand das „Wort“, ein einfaches ehrfürchtiges Gebet. De Gruchy berichtet, dass aufwendige Malerei und Skulpturen zur Gottesverehrung abgelehnt wurden.⁵⁷ Dergleichen war in den Kolonien vermutlich jedoch ohnehin kaum vorhanden. Das puritanische Gebet sei nicht von der Arbeit getrennt gewesen. Arbeit an sich sei für die Puritaner „*the most effective means of giving glory to God.*“⁵⁸ Diese frühe puritanische Weltanschauung dominierte die entstehende soziale Ordnung, in der jede Art der Arbeit als wichtig galt. Profit wurde zum Wohle der Kongregation bzw. der *Community* erwirtschaftet.⁵⁹ Ein puritanischer Geschäftsmann sah Arbeit als integralen Bestandteil seiner Gottesverehrung an. In seiner Buchhaltung dankte er Gott für seinen Profit oder aber akzeptierte seine Verluste. Arbeit wurde individuell verrichtet. Folglich wurde auch Gottes Wohlwollen und seine Erlösung nur individuell erreicht. Dabei beriefen sich die Puritaner auf die Theologie des Schweizer Johannes Calvin. Der Geschäftsmann mochte eifrig darauf bedacht gewesen sein, Anerkennung und Gerechtigkeit für seine Arbeit zu erfahren. Cavanagh fasst zusammen: „*So there began a mutual understanding and support between preacher and businessman that became a hallmark of the New World society.*“⁶⁰

Moore erörtert eindrucksvoll in „The post-darwinian Controversies“ (1979), dass im theologischen Diskurs Ende des 19. Jahrhunderts die Lehre Darwins für erhebli-

56 H. Vorländer, Das kapitalistische Ethos. Politische und ökonomische Einstellungen, in: W.P. Adams / P. Lösche (Hrsg.) Länderbericht USA, Bonn 1998, S. 293.

57 J. De Gruchy, Christianity, Art and Transformation, Cambridge 2001, S. 44.

58 G. Cavanagh, American Business Values, New Jersey 1990, S. 36.

59 G. Blanke / K. Krakau (Hrsg.), Mission, Myth, Rhetoric, and Politics in American History, Berlin 1992, S. 10-11.

60 G. Cavanagh (s. A 58), S. 36.

che Spannungen sorgte.⁶¹ Getreu des christlichen Glaubens war alles auf der Erde, ja die Erde selbst, das Ergebnis göttlicher Schöpfung. Dagegen sprach Darwin nur von einer biologischen Welt. Gott hat alles selbst entworfen, was er erschaffen hat. Bei Darwin war es die natürliche Selektion, welche die Spezies dem Grunde nach ziellos veränderte. Gott erschuf die Menschen nach seinem Ebenbild, und er sah, dass es gut war. Darwins zentraler Gedanke der Evolution war nach Moore „*a brutal struggle for existence in which merely the fittest, not the best, survive.*“⁶² Einem fortschrittsgläubigen Christen blieb daher die Schlussfolgerung, dass Gott alles durch Evolution kreiert und durch eine Art determinierte Vorhersehung seine Schöpfung verwirklicht hatte. Ein von der calvinistischen Prädestinationslehre geprägter Puritaner, so die Einschätzung, mochte sich mit diesem nun auch biologistisch gewandelten Leitbild verhältnismäßig gut arrangieren.

Bei Frederick Turner wurde die Bedeutung des angesprochenen Konfliktes bereits angesprochen. Denn während das politische Leitbild einer Gesellschaft freier *Farmer* die Stabilität des politischen Systems garantieren sollte, musste ein evolutionistisch ökonomisches Leitbild damit in Widerspruch geraten. Ein Evolutionist konnte eine agrarische Gesellschaft selbst nur als ein vorübergehendes Entwicklungsstadium ansehen. Es ist nunmehr ein Zielkonflikt erkennbar, der für den vorgelegten Beitrag zweierlei bedeutet: Zum einen veranschaulicht er das Arrangement von einer protestantisch-calvinistischen und eher statischen Ideenwelt mit evolutionistischen und biologistischen Denkmustern. Max Weber würde an dieser Stelle möglicherweise von einer sinnhaften „Wahlverwandtschaft“ zweier zunächst divergierender Auffassungen sprechen. Zum anderen aber mag der Zielkonflikt als Teil der Bezugsrahmen der Handlungsorientierungen der amerikanischen Siedler einen bedeutsamen Impetus geliefert haben, vor dessen Hintergrund nun auch der Wandel eines ruralen in ein suburbanes Siedlungsideal, oder trefflicher noch, in ein suburbanes Siedlungsarrangement, verständlicher wird.

Als Träger kultureller Leitbilder kann die *Chicago School of Sociology*, hier insbesondere deren Forschungslogik und das *Zonal Model*, als Gegenstand der Untersuchung betrachtet werden. Die Schule ist von Robert Park begründet und von seinen Mitarbeitern Ernest Burgess, Roderick McKenzie und Louis Wirth fortgeführt und entwickelt worden. Es ging ihnen zunächst um die Verbindung natürlicher Ressourcen und sozialer Aspekte innerhalb des Stadtgefüges. Darüber hinaus gibt es deutliche Hinweise, dass die Sozialökologen in ihren Schlussfolgerungen über die Stadt ebenfalls, wenn man so möchte, von anti-städtischen Wertvorstellungen geleitet waren und mithin, jedenfalls in diesem Punkt, in den Wandel der hier verhandelten protestantisch-calvinistischen Leitbilder mit eingereicht werden können. Denn nach Darstellung von Carl Abbott beurteilte bereits W. T. Stead in seinem Werk mit

61 J. Moore, *The post-darwinian Controversies*, Cambridge 1979, S. 218 ff.

62 Ebda., S. 219.

dem bezeichnenden Titel „If Christ came to Chicago“ (1894) die große Stadt als einen unchristlichen Ort, weil sie das Leben ihrer Bewohner zerstöre.⁶³ Nicht einmal 30 Jahre später macht Robert Park die Städte in seiner Theorie dafür verantwortlich, die persönlichen Bande durch unpersönliche Beziehungen ersetzt zu haben. Diese generelle Anklage des Stadtlebens, wie sie schließlich in Louis Wirths „Urbanism is a Way of Life“ (1938) zusammengefasst wurde, kann als nicht weniger erkannt werden, so die provokante These, als die Kontinuität der in den vorhergehenden Absätzen angeführten Wertvorstellungen. Auch Wirth charakterisiert die Stadt als einen Schauplatz oberflächlicher Beziehungen, einer rastlosen Suche nach sozialem Status und unpersönlichen Gesetzen.⁶⁴ Abbott erinnert schließlich daran, dass diese Schlussfolgerungen nichts anderes kontinuierten als die Ideen und Werte von Thomas Jefferson, gewandelt in eine soziologische Sprache⁶⁵, versetzt jedoch auch, mit reichlich evolutionistischen und biologistischen Motiven.

Das *Zonal Model*, wie es Ernest Burgess als Produkt seiner Forschung vorstellte, ist unter empirischer Bezugnahme auf die Stadt Chicago entstanden. Burgess erhebt damit den Anspruch, ein modellhaftes Abbild der amerikanischen Stadt aufgewiesen zu haben. Im Jahre 1925 entwirft der Stadtsoziologe hierin den Kern der amerikanischen Stadt als ein reines Wirtschaftszentrum (*Loop*) und initiiert den Begriff des *Central Business District*.⁶⁶ Burgess versteht die *City* als einen zentralen Marktort, also als einen idealen Ort für die Handlungen des *Business Man*. Der *Common Man* mag sich, wenn überhaupt, so die Einschätzung, in den rural motivierten *Suburbs* bewegen. In der Gesamtschau erlangt wiederum die Mittlerfigur des *Self-Made Man* eine herausragende Bedeutung. So kann das *Zonal Model* zum einen als ein massiver reproduktiver Verstärker im Sinne einer Handlungsorientierung im Siedlungsprozess verstanden werden, zum anderen aber demonstriert es unter industriekapitalistischen Bedingungen die idealtypisch notwendige Topologie, in der der *Self-Made Man* seinen Lebensstil praktizieren könnte.

Die Industrialisierung versinnbildlicht die ökonomische Zentralisierung in baulich-räumlicher Hinsicht auf besondere Weise. Der Wolkenkratzer ist die wohl bekannteste Gebäudetypologie, die diesen Prozess symbolisiert. Ihre Bedeutung kann aber auch durchaus ambivalent betrachtet werden, und zwar sowohl auf demographischer als auch auf topologischer Ebene. Denn modellhaft war der Kernbereich einer amerikanischen Siedlung für lange Zeit zumeist ein Ort des wirtschaftlichen

63 C. Abbott, Introduction to Urban History, in: R.W. Caves (Hrsg.), Exploring Urban America, London 1995, S. 57.

64 L. Wirth, Urbanism is a Way of Life, in: P.K. Hatt / A.J. Reiss (Hrsg.), Cities and Society, Illinois 1957, S. 46-63.

65 Vgl. C. Abbott (s. A 63), S. 57.

66 E. Burgess, The Growth of the City, in: R. LeGates / F. Stout (Hrsg.), The City Reader, New York 2000, S. 156.

Wachstums und der Verdichtung, ein Ort der Immigrantenaankunft sowie nahebei auch Wohnort der Arbeiter – also der Zentralisierung. Andererseits folgen viele amerikanische Stadttheoretiker der These, dass mit fortschreitender Industrialisierung gerade die schlechten Lebensbedingungen viele Bewohner veranlasst hätten, die Innenstadt – die *City* – so bald wie möglich zu verlassen und getreu dem dominierenden Leitbild in die *Suburbs* zu ziehen. Damit wäre es in der Phase der Industrialisierung gleichzeitig zu einer demographischen und topologischen Dezentralisierung gekommen. Als wichtige Grundlage des amerikanischen Lebensstils sieht Sam Warner das unantastbare Recht zur Selbstentfaltung und das Durchsetzen der eigenen Ansprüche im persönlichen Streben nach Glück und Erfolg, vor allem aber nach materiellem Besitz. Warner nennt als erstes Ziel eines Bürgers den Wunsch nach Wohlstand und Reichtum: „... *the goal of a city is to be a community of private money makers.*“⁶⁷ Vom ersten Augenblick an seien Erfolg und Versagen der amerikanischen Stadt an die Gesetze des privaten Marktes gebunden gewesen. „*Calvinism*“, bestätigt Arthur Schlesinger, „*had instilled in them [most Americans] the determination to work and to save; democracy was developing in them the capacity to consume and to enjoy.*“⁶⁸ Die Kombination, so der Autor weiter, machte ökonomischen Fortschritt nahezu unwiderstehlich. Insbesondere während der Industrialisierung tritt eine Ambivalenz in der modernen Siedlungsentwicklung zu Tage, die das eigentümliche Verhältnis verdichteter und disperser Topologie in den USA ganz entscheidend mit geprägt hatte. Diese Ambivalenz wird oft, wie es einmal mehr die Beispiele Warner und Schlesinger kurz andeuten, anhand ökonomischen und politischen Handelns erklärt. Darüber hinaus ist sie jedoch nur vor dem Hintergrund der hier verhandelten kulturellen Leitbilder zu verstehen.

Ein abschließender Blick auf die Edge-City-Diskussion der 1990er bestätigt, dass das Spannungsfeld der *City* und der *Suburbs* aktuell noch nicht an Dynamik verloren hat. Ebenso soll hierdurch der Eindruck vermieden werden, es handele sich bei der City-Suburb-Struktur um eine starre geometrische, geschweige denn eine konzentrische Auffassung der räumlich-materiellen Entwicklung. Der Journalist Joel Garreau eröffnete die Diskussion in seiner Veröffentlichung „Edge City. Life on the Frontier“ (1991). Er prägte den Namen *Edge Cities* mit folgender Begründung: „*Cities, because they contain all the functions a city ever has (...). Edge, because they are a vigorous world of pioneers and immigrants, rising far from the old downtowns, where little save villages of farmland lay only thirty years before.*“⁶⁹ Als Motiv für die Verlagerung der Job-Zentren gibt Garreau an, dass, nachdem bereits außerhalb der

67 S. Warner (Jr.), *The private City*, Philadelphia 1968, S. X.

68 A. Schlesinger (Jr.), *Ideas and economic Development*, in: A.M. Schlesinger (Jr.) / M. White (Hrsg.), *Paths of American Thought*, Boston 1963, S. 107.

69 J. Garreau, *Edge City. Life on the Frontier*, New York 1991, S. 4.

City gewohnt wurde, nun auch außerhalb der *City* eingekauft werde. Das wiederum läge daran, weil nunmehr auch die „*essence of urbanism –our jobs-*“ an den Rand verschoben sei.⁷⁰

Andrew Jonas prognostiziert, dass, wenn es denn so sei, wie zahlreiche Wissenschaftler behaupteten, nämlich Südkalifornien gewissermaßen das Paradigma der „*contemporary urban condition*“ bilde, dann könne damit gerechnet werden, dass die Middle-Class-Amerikaner in Zukunft ein ebenso ambivalentes Verhältnis zur *Edge City* entwickelten, wie sie es der Zeit bereits gegenüber der *Central City* hegten.⁷¹ Mit Bezug auf Mike Davis' „*City of Quartz*“ (1990) verweist Jonas auf das Leben und die Politik über die Grenzen von Los Angeles hinaus auf San Bernadino County. Eben dort, in der *City of Fontana*, sah Davis Anzeichen einer neuen Krise.⁷² Für Jonas ist nun entscheidend, dass es sich hierbei nicht um eine Krise der innerstädtischen *Barrios* oder *Ghettos* handelt, sondern vielmehr um, und diese These unterstreicht die Gültigkeit der hier verhandelten Leitbilddiskussion mit Nachdruck, um eine Krise „*of residential subdivision and the suburban employment center*“ mithin, wie er es auf den Punkt bringt, um eine Krise der *Edge City*.⁷³ Die hier vorgelegte Leitbilddiskussion mag sodann einen Beitrag zum weiteren Verständnis der von Jonas erwarteten Krise liefern, stellt doch die *Edge City* letztlich völlig anders als der *Residential Suburb* eine hochgradig zentralisierte Topologie dar, die dem Grunde nach vollständig durch ökonomische Nutzungsmuster belegt ist.

5. Zusammenfassung

Protestantisch-calvinistische Leitbilder waren bei der symbolischen Aufladung des amerikanischen Kontinents durch die Siedler von hoher Bedeutung und hatten in ihrer Kontinuität und ihrem Wandel nachhaltigen Einfluss, so die hier verhandelte These, auf die moderne Stadtentwicklung in den USA. Die Deutung der kulturellen Leitbilder trägt dazu bei, die eigentümliche Topologie der amerikanischen Stadt zu verstehen und sie von daher auch von der Entwicklung im europäischen Kontext zu unterscheiden. Um den Kontrast weiter zu schärfen, soll nun, wie einleitend angekündigt, auf Max Webers „*Stadt*“ zurückgegriffen werden.

Eine Unterscheidung von Stadt und Land, wie es für Webers Stadtbegriff fundamental ist⁷⁴, ist in den USA zu keinem Zeitpunkt der Geschichte möglich. Hieraus entsteht ein Spannungsfeld, in dem zwar der neue Kontinent durch die protestanti-

⁷⁰ Ebda., S. 4.

⁷¹ A. Jonas, *Making Edge City*, in: R. Harris / P.J. Larkham (Hrsg.), *Changing Suburbs*, London 1999, S. 218.

⁷² M. Davis nach A. Jonas (s. A 71), S. 218.

⁷³ Ebda., S. 218.

⁷⁴ M. Weber (s. A 10), S. 5.

schen Siedler als ländlich idealisiert wird, es aber einen politisch städtischen Gegenpart nach europäisch feudalem Muster nicht geben kann. Selbst wenn von einem „ländlichen Ideal“ in Amerika gesprochen wird, geschieht das immer in einem Spannungsfeld zwischen Wildnis und einer Imagination, die an europäisch tradierte Lebens- und Siedlungsweisen erinnert.⁷⁵

Webers Analyse zeigt die Stadt als ein territorial fest gebundenes Gebiet mit zentralörtlicher politischer Funktion, dokumentiert zumeist durch Burg und Festungsmauer.⁷⁶ Wer sich emanzipieren wollte, den zog es in das Zentrum, der kam in die Stadt. Die amerikanische Entwicklung der Stadt stellt sich demgegenüber in politischer Hinsicht als vergleichsweise dezentral dar. Hierfür steht die disperse Topologie der *Suburbs*. Wer sich gesellschaftlich integrieren wollte, zog in ein Einzelhaus in die *Suburbs* und verließ das damit zunehmend rein ökonomische Zentrum.

Im ökonomischen Sinne ist die Stadt für Weber ein zentraler Marktort, auf dem die umliegende Bevölkerung ihre Bedürfnisse zum überwiegenden Teil deckt.⁷⁷ Durchaus vergleichbar ist ein wesentliches Strukturmerkmal der amerikanischen Stadt; denn bei aller moralischer Skepsis gegenüber der *City* war sie dennoch bedeutsame Wirkungsstätte.

Die mittelalterliche Stadt im Okzident nach Weber ist sowohl in politischer als auch in ökonomischer Hinsicht ein zentraler Ort. Er ist für das Handeln der bürgerlichen Leitfiguren, der Kaufleute und Handwerker, von essentieller Bedeutung. Kontrastierend und gemessen am Lebensstil, wie ihn der *Self-Made Man* beschreitet, zeigt sich in der amerikanischen Entwicklung der Stadt ein Auseinanderfallen politischer Visionen und ökonomischen Handelns.⁷⁸ Während die dispersen *Suburbs* vor allem das politische Ideal einer dezentralisierten Gesellschaft kontinuierlich darstellen sollen und ihre Grundlage darstellen, ist die verdichtete *City* zentraler Mittelpunkt des geschäftlichen Geschehens, ja ein Ort der ökonomischen Behauptung. Protestantisch-calvinistischen Leitbildern kommt hierbei eine besondere Bedeutung zu. In ihnen spiegelt sich zum einen der Wunsch einer agrarisch motivierten Siedlungsweise und Lebensführung sowie zum anderen das Bedürfnis einer zentralen Ansiedlung für ökonomische Zwecke wider. Die kulturellen Leitbilder sind wesentlicher Bestandteil der Bezugsrahmen der Handlungsorientierungen der Siedler und der nachfolgenden amerikanischen Generationen und damit auch integraler Bestandteil des *American Way of Life*. Um ihn zu praktizieren, stellt die Topologie der *City* und der *Suburbs* eine notwendige Bedingung dar und ist insofern zugleich Ausdruck desselben.

75 Vgl. M. Hardinghaus, Amerikanische Stadt und europäische Stadt im Entwicklungsvergleich, in: W. Christ/D. Hassenpflug (Hrsg), Forum Europäische Urbanistik. Jahrbuch 2000, Weimar 2001, S. 116 ff.

76 M. Weber (s. A 10), S. 7 und S. 19.

77 Ebda., S. 2.

78 M. Hardinghaus (s. A 5), S. 155.

Harald Bodenschatz

Genua – Kulturhauptstadt Europas 2004¹

1. Vorbemerkungen

Genua – eine Kulturstadt, womöglich eine Kulturhauptstadt Europas? Nicht nur in Deutschland hatte dieser Titel einiges Kopfschütteln ausgelöst. Ausgerechnet Genua, diese schmutzige Hafen- und Industriestadt mit ihrem verfallenen historischen Zentrum und ihren sozialen Problemen! Noch 1993 brachte die Süddeutsche Zeitung einen Bericht über Genua unter dem Titel: „Wird ‚La Superba‘ (die Stolze – traditionelle Bezeichnung Genuas) unbewohnbar?“ Darin hieß es: „Die Zustände in der Altstadt sind das sichtbarste Zeichen des allgemeinen Abstiegs und verfehlter Stadtpolitik.“² Und wer im Jahre 2004 Genua besichtigen wollte, hat vergeblich nach einem deutschen Stadtführer gesucht – Ausdruck der Geringschätzung dieser Stadt auch innerhalb der Tourismusindustrie. Nicht einmal das im Juni 2004 erschienene Italien-Heft der Reihe »Merian extra« hatte der Kulturhauptstadt Europas Tribut gezollt: Während andere Städte Italiens über mehrere Seiten prachtvoll ins Bild gesetzt wurden, erhielt Genua gerade einmal 42 schmale Zeilen und kein einziges Stadtbild.³

Diese Bewertung ist zwar verständlich und hat ihre Wurzeln in der stadtzerstörenden Stadtentwicklung der Nachkriegszeit, ist aber inzwischen überholt. Denn in den 1990er Jahren hat das Zentrum Genuas eine erstaunliche und spürbare, wenn gleich späte und mühsame Renaissance erfahren, die allerdings keineswegs abgeschlossen ist. Dieser Stadtumbau hat drei großartige Schichten des Genueser Städtebaus wieder ins gebührende Licht gerückt: die Zeugnisse der Hochzeit der mittelal-

1 Der folgende Artikel beruht auf einem Aufenthalt des Autors in Genua im Juli 2004. Zur Städtebaugeschichte Genuas vgl. *E. Mazzino / T. Ossian de Neru / L. von Matt*, *The Historic Centre of Genoa*, Genoa o.J.; *E. Poleggi / P. Cevini*, *Genova. Le città nella storia d'Italia*, Roma-Bari 1981. Speziell zur Strada Nuova vgl. *F. Saraceni*, *Una Strada Rinascimentale. Via Garibaldi a Genova*, Genoa 1992; *P. Marchi* (Hrsg.), *Strada Nuova. Eredità di un intervento rinascimentale a Genova*, Volume Primo. Genoa 2001; *E. Poleggi* (Hrsg.), *L'invenzione dei rolli*. Genoa, città di palazzi, Genoa 2004 (Ausstellungskatalog). Zur Sanierung des historischen Zentrums vgl. u.a. *Il recupero del centro storico di Genova*, Firenze 2004. Zum sozialen und räumlichen Wandel Genuas vgl. *A. Gazzola*, *Trasformazioni urbane. Società e spazi di Genova*, Napoli 2003. Zum aktuellen und künftigen Stadtumbau im Hafenbereich vgl. *G. Carnevali / G. Delbene / V. Patteeuw* (Hrsg.), *Geno(v)a. Sviluppo e rilancio di una città marittima/Developing and Rebooting a Waterfront City*, Rotterdam 2003; *Renzo Piano Building Workshop*, *Genova: Città & Porto. Istruzioni per l'uso*, Genoa 2004.

2 Süddeutsche Zeitung, 21.12.1993.

3 Italien. MERIAN extra 57, Juni 2004, S. 86.



Abb. 1: Offizieller Plan des Zentrums der Kulturhauptstadt Europas Genua. Mit Ziffern markiert sind der Dogenpalast (1), das Aquarium am alten Hafen (2), die Strada Nuova (Via Garibaldi) (3), die Kathedrale San Lorenzo (4), die Museen des Meeres und der Schifffahrt (6) und der Palazzo Reale an der Via Balbi (7); (Quelle: Faltblatt).

terlichen Stadt, die glanzvollen Manifestationen des „Genueser Jahrhunderts“ (des 16. Jh.) und die Bürgerstadt des 19. Jahrhunderts. Wie kaum in einer anderen Stadt sind die städtebaulichen Kontraste zwischen der extrem engen mittelalterlichen Stadt und den weiten Räumen der bürgerlichen Stadt des 19. Jahrhunderts so eindrucksvoll erlebbar wie in Genua.

Wichtige, wenngleich nicht immer ganz rund laufende Motoren des Stadumbaus waren drei Großereignisse: die Feierlichkeiten zum 500. Jahrestag der „Entdeckung“ Amerikas durch den Genueser Stadthelden Christoph Kolumbus 1992, der berühmt-berüchtigte G8-Weltwirtschaftsgipfel der großen Staatsoberhäupter 2001 und eben die Selbstdarstellung als Kulturhauptstadt Europas 2004. Das Groß-Event 1992 endete in Betrugsskandalen,⁴ der Weltwirtschaftsgipfel in einer Repressionsorgie der staatlichen Sicherheitsorgane. Hinter diesen Meldungen blieben die Erfolge des Stadumbaus im Schatten.

4 Vgl. T. Piller, Schicke Boote statt schwerer Tanker, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.07.2004.

Für jeden sichtbar hat sich die Stadt gewaltig verändert – aus einer Hochburg der staatlich kontrollierten Industrie wurde eine Stadt mit kleinerer Industrie, Dienstleistungen und deutlich mehr Tourismus. Das hatte seinen (hohen) Preis – den erheblichen Verlust an Arbeitsplätzen und an Einwohnern. Im Jahre 1969 hatte Genua noch 843.000 Einwohner, im Jahre 2003 nur mehr 605.000. Das heißt fast 240.000 Einwohner weniger! Nach Jahrzehnten der Schrumpfung hat die Einwohnerzahl im Jahre 2003 aber erstmals wieder etwas zugenommen. Und die Arbeitslosenquote hat sich halbiert – auf sieben Prozent.

2. Städtebauliche Besonderheiten

Wie viele andere italienische Städte wurde auch Genua vor der Römerzeit (im Bereich des Castello-Hügels) gegründet und in der Römerzeit überformt. Doch diese Spuren haben sich verloren. Macht, Bedeutung und städtebauliches Profil erhielt die Stadt erst im Mittelalter, vor allem im 12. und 13. Jahrhundert. Als Siegerin über Pisa und Rivalin Venedigs bereicherte sich die aggressive, über eine starke Flotte verfügende Seerepublik vor dem Hintergrund ihrer Militär- und Handelsaktivitäten vor allem im östlichen Mittelmeerraum. Um das Herz Genuas, den Hafen, erstreckte sich damals die mittelalterliche Stadt zwischen Meer und Hügeln. Der Hafen selbst erhielt erst 1260 mit dem Palast für den Capitano del Popolo einen zentralen Herrschaftsbau. Hinter der arkadengesäumten Bebauung entlang des Hafens entfaltete sich auf engstem Raum ein Gewirr von Gassen und Gässchen, die noch heute eines der größten historischen Zentren Europas markieren. Nach der Stadterweiterung zur Mitte des 12. Jahrhunderts betrug die ummauerte Stadtfläche 55 Hektar. Der städtebauliche Aufbau Genuas wurde – wie anderswo auch – stark durch die Aktivitäten kirchlicher Institutionen geprägt. Die mittelalterliche Stadt hatte aber auch einige Besonderheiten, die sie von anderen Städten Italiens unterschieden. Das System der Gassen erinnert ein wenig an die islamische Stadt.⁵ Die vielleicht wichtigste Besonderheit ist die Beschränkung und Verteilung des öffentlichen Raumes. Genua hatte im Mittelalter zwar drei heute noch erlebbare Marktplätze (San Giorgio, Banchi und Soziglia) von eher bescheidener Dimension, aber kein eindeutiges Zentrum mit prächtigem Rathaus und einer Piazza Maggiore. Die heftig untereinander konkurrierende Handelsaristokratie hatte eine andere Form städtischen Raumes produziert: den über die ganze Stadt verstreuten kleinen aristokratischen Privatplatz, der jeweils von einer Familie geprägt wurde und das umliegende Stadtgebiet beherrschte. Dieser umfasste – neben den außen sehr strengen, im Inneren aber umso prächtigeren Palästen der herrschenden Familien selbst – Geschlechtertürme (heute in der Regel verschwunden), Brunnen und manchmal Kirchen. Der berühmteste dieser kleinen Privatplätze ist die noch heute sehr eindrucksvolle, von Palästen der Familie Doria umgebene

5 Vgl. E. Poleggi / P. Cevini, *Genova. Le città nella storia d'Italia*, Roma-Bari 1981, S. 52, 59.

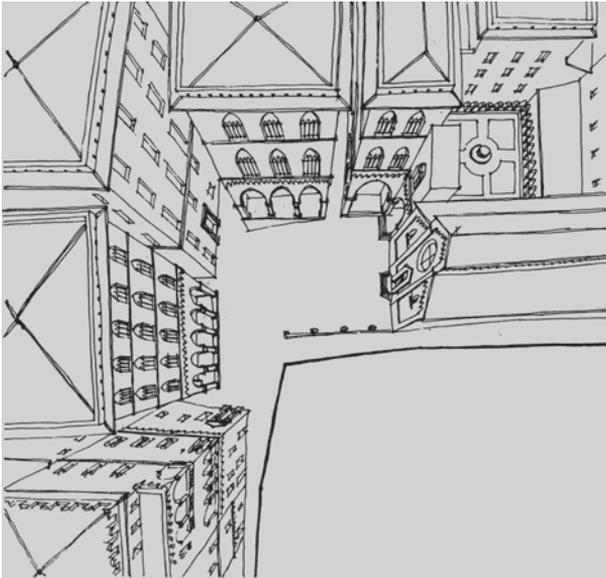


Abb. 2: Piazza S. Matteo samt Privatkirche, Sitz der Familie Doria im Mittelalter; Quelle: E. Mazzino (s. A 1), S. 120.

Piazza S. Matteo, die von der gleichnamigen ehemaligen Privatkirche dominiert wird. Die gemeinschaftlichen Regierungsgeschäfte wurden in weniger prächtigen Gebäuden abgewickelt. Das Zentrum des mittelalterlichen Genua lag am Meer: um den seit 1260 errichteten Palazzo für den Capitano del Popolo (seit 1407 Palazzo San Giorgio) und – kurz dahinter, am mittelalterlichen Hauptstraßenzug der Via S. Luca, um die ebenfalls recht bescheidene Piazza Banchi, den Mittelpunkt des Handels. Die dortige Kirche S. Pietro in Banchi verdeutlicht den über Jahrhunderte dominanten privatkommerziellen Städtebau Genuas: Sie wurde über Läden errichtet, deren Verkauf den Bau der Kirche finanziell sicherte. Der Verzicht auf ein repräsentatives Zentrum machte das mittelalterliche Genua zu einer polyzentrischen Stadt, zu einem Patchwork geschlechterzentrierter Stadtteile.

Die bedeutendste städtebauliche Schicht Genuas entstand nach der Begründung der aristokratischen Republik 1528 unter Andrea Doria. In dieser Zeit, dem „Jahrhundert der Genueser“, war die Stadt nicht nur eine wichtige Finanzmetropole Europas, sondern wurde auch in ganz Europa bewundert – nicht zuletzt infolge der Aktivitäten von Peter Paul Rubens, der Genua 1607 besuchte, von den Palästen der Stadt zutiefst beeindruckt war und diese in einem der großartigsten Werke der Baugeschichte dokumentierte: in seinem Werk „Palazzi Antichi e Moderni di Genova“, erschienen in Antwerpen 1622.⁶ In der goldenen Zeit Genuas entstand 1550 - 1583

6 Vgl. P.P. Rubens, Palazzi di Genova. Introduzione e schede di Fiorella Caraceni Poleggi, Genova 2001.



Abb. 3: Strada Nuova von Osten, 1769. Die Straße wurde auf der Ansicht breiter dargestellt als sie ist. Sie präsentiert sich noch als Stichstraße, ein Zustand, der erst mit dem Bau der Strada Novissima (um 1780) überwunden wurde; Quelle: *E. Poleggi* (s. A 12), S. 54.

eines der Meisterwerke des europäischen Städtebaus: die Strada Nuova, auch Via Aurea oder Via Maggiore genannt, heute Via Garibaldi, die ausdrücklich der Verschönerung der Stadt dienen sollte. Am Rande der Stadt, gerade noch innerhalb der Stadtbefestigung, bauten sich die mächtigsten und einflussreichsten Familien Genuas in zwei Bauphasen ihre neue Prachtstraße, „ein einzigartiges Beispiel der urbanistischen Kultur der Renaissance in Europa“:⁷ ganz gerade und gesäumt von großartigen Palästen. Umfangreiche Erdarbeiten waren nötig, um diese Straße anlegen zu können. Die Strada Nuova war ein Produkt des privaten, spekulativen Städtebaus, vorbereitet und initiiert von der aristokratischen Stadtregierung. Im Verhältnis zu den engen mittelalterlichen Gassen war die Straße zwar relativ breit, sie demonstrierte aber ein weiteres Mal die Genueser Sparsamkeit hinsichtlich des öffentlichen Raums. So minimierte man den öffentlichen im Vergleich zum privaten Raum. Der öffentliche Raum, zunächst lediglich eine Sackgasse, vermittelte nur den Zugang zu den eigentlichen (privaten) Gesellschaftsräumen, er war insofern eine idea-

⁷ *G. Urbani*, Ministro per i Beni e le Attività Culturali im Geleitwort zum Ausstellungskatalog; vgl. *E. Poleggi* (s. A 1).

le Kulisse der Macht der Finanzaristokratie. Die gesellschaftlichen Treffpunkte fanden sich in den reich mit Fresken verzierten, zur Straße hin orientierten Saalräumen im Obergeschoss und in den großartigen Gartenanlagen. Die dem aristokratischen Wohnen und Repräsentieren vorbehaltende Stichstraße war keine Suburb, sondern eine durchaus dicht bebaute Stadterweiterung, ja ein neues Stück idealer Stadt, die allerdings ausschließlich den Mächtigsten und Reichsten vorbehalten war. Die privaten Auftraggeber waren die eigentlichen Schöpfer der Straße wie der einzelnen Paläste, sie beeinflussten die Architekten, nicht umgekehrt.⁸ Sie waren durch Finanzgeschäfte reich geworden, die sie vor allem mit dem kaiserlichen Hof in Spanien abwickelten. Sie spekulierten munter in der Frühphase der Planung der Strada Nuova mit den neuen Grundstücken. Die Paläste folgten keinem architektonischen Gesamtplan, sondern waren alle verschieden. Ein Palast ragte aufgrund seiner besonderen Dimension heraus: der Palazzo von Nicolo Grimaldi, genannt Palazzo Tursi, heute Sitz des Rathauses. Nur über schmale Durchschlüpfe war diese Straße mit den engen Gassen der Altstadt verbunden.⁹

Die Strada Nuova war ein Manifest einer – monofunktionalen – städtischen Straße mit städtischen Palästen.¹⁰ Sie ein Bekenntnis zur Stadt, nicht gegen die Stadt. Das zeigt sich auch daran, dass die mit ihrer Projektierung eingenommenen Gelder seitens der Stadtregierung für die Erneuerung der mittelalterlichen Stadt verwendet wurden, insbesondere für den Ausbau der wichtigsten Kirche der Stadt, der Kathedrale San Lorenzo. Zugleich (ab 1591) schuf die Stadtregierung erstmals einen repräsentativen politischen Zentralbau: den Dogenpalast östlich von San Lorenzo. Damit war ein neues repräsentatives Zentrum entstanden, das vom Meer Abstand nahm und die neuen Verhältnisse der Finanzmetropole Genua ins Bild setzte. Weiter wurde 1570 der den Hafen beherrschende Palazzo San Giorgio großzügig erweitert, und die dahinter liegende Piazza dei Banchi, Ausdruck der Handelsmacht, wurde erneuert. Außerdem erhielten die alten Paläste eine bauliche Auffrischung und manche Gassen wurden verbreitert.

3. Veränderungen im 19. Jahrhundert

Die städtebauliche Struktur Genuas veränderte sich erst im 19. Jahrhundert wieder tiefgreifend. Nach der Auflösung der Stadtrepublik 1797 in der Ära Napoleons und

8 Vgl. *P. Marchi*: Architetture di maniera alessiana, in: *P. Marchi* (Hrsg.), *Strada Nuova. Eredità di un intervento rinascimentale a Genova*, Volume Primo, Genova 2001, S. 40.

9 Der Strada Nuova folgte einige Jahrzehnte später im Westen der Altstadt der Bau der Strada Balbi (ab 1602), einer weiteren Prachtstraße mit Palästen, die allerdings nur von einer einzigen Familie, den Balbi, geprägt wurde. Strada Nuova und Via Balbi wurden Ende des 18. Jahrhunderts durch eine weitere Straße, die Strada Novissima, heute Via Cairoli, miteinander vernetzt.

10 *E. Poleggi*, *Strada Nuova, laboratorio straordinario*, in: *E. Poleggi* (s. A 1), S. 45.

der Angliederung der Stadt an Piemont¹¹ entstand der klassizistische Großbau des Theaters Carlo Felice. Aber erst nach dem Bau der Eisenbahnen in den 1850er Jahren und der Entwicklung des westlich von Genua gelegenen ehemaligen Villenviertels Sampierdarena zum „Manchester Italiens“,¹² die Genua zu einem der industriellen Zentren Italiens werden ließ, begann die Ära der großen Stadterweiterungen. Sie brachte im Norden – zu den Hügeln hin – und im Westen – in Richtung Bisagno-Mündung – noble neue Bürgerstraßen mit sich, die sich durch ihre Breite und die Pracht der Wohnbauten deutlich von den Gassen der mittelalterlichen Stadt unterschieden. Dazu gehörten die 1852 geplanten *Vie Assarotti* und *Caffaro*, die *Via Roma* (1872) und nicht zuletzt die *Via XX Settembre* (1892). Die neuen, wiederum im Rahmen der privaten Spekulation geschaffenen Straßen jenseits der Altstadt zeigten deutlich, dass und wie sich die Bürgerstadt von der nunmehr zweitklassigen Altstadt distanzierte. Aber auch jetzt wurde der öffentliche Raum noch sehr sparsam dimensioniert. Hinter dem Teatro Carlo Felice entstand die *Galleria G. Mazzini*, eine der berühmten Passagen des 19. Jahrhunderts in Italien. Durch diese neuen Anlagen verschob sich der Schwerpunkt der Stadt nach Osten: Der neue, zentrale Platz der Stadt wurde die bis dato ungekannt weite *Piazza De Ferrari*, die durch die neue Börse einen optischen und funktionalen Magneten erhielt, an den alten Dogenpalast angrenzte und damit den Übergang zwischen der Altstadt und der neuen Stadt markierte. Die Hauptstraße des neuen Zentrums wurde die *Via XX Settembre*, die von der *Piazza De Ferrari* nach Osten strebt. Mit dem neuen Pol *Piazza De Ferrari/Via XX Settembre* hatte die Bürgerstadt Genua ein neues kommerzielles Zentrum erhalten, das dem alten Handelszentrum an der *Piazza Banchi* endgültig den Rang ablief. Die Bürgerstadt hatte sich neben der Altstadt etabliert und bedurfte dieser nicht mehr – eine Voraussetzung für den einsetzenden Verfall des historischen Zentrums. Während die bürgerliche Stadt die Hügel hinaufklomm, wurde das Meer durch Hafen-, Industrie- und Gleisanlagen von der Stadt getrennt. Genua verlor seinen direkten Bezug zum Wasser. Dazu trug der Ausbau des Hafens bis 1888 wesentlich bei. In sozialer Sicht bildete sich eine Spaltung in die Arbeiterstadt im Westen und die Bürgerstadt im Osten heraus.

Dies waren die städtebaulichen Verhältnisse, denen im 20. Jahrhundert die Versuche einer radikalen, modernen Erneuerung des Zentrums folgten. Bereits in der Hochzeit der städtebaulichen Aktivitäten des italienischen Faschismus, in den 1930er Jahren, erfolgte die Ausdehnung des Zentrums-kerns in Richtung *Piazza Dante*. Dort wuchsen zwei Hochhäuser empor – die *Grattacieli Nord* (1935-37) und *Sud* (1937-41). Das Süd-Hochhaus ist mit etwa 130 Metern angeblich noch heute das höchste

11 1797 ergab sich die Republik kampflos den Truppen Napoleons, 1805 wurde die ligurische Republik mit Genua Teil des Napoleonischen Kaiserreiches, und nach dem Wiener Kongress wurde Ligurien mit Genua Piemont eingegliedert und damit Teil des Königreichs Sardinien.

12 A. *Gazzola*, *Trasformazioni urbane. Società e spazi di Genova*, Napoli 2003, S. 87.

Hochhaus Italiens. Weiter im Westen, an der Via XX Settembre, wurde im Bereich der gedeckelten Bisagno-Mündung ein Riesenplatz angelegt, der angesichts der für Genua typischen Enge der überkommenen öffentlichen Räume einen radikalen Bruch mit allen Traditionen darstellte: die von Marcello Piacentini verantwortete Piazza Vittoria, die erstmals in Genua einem einheitlichen architektonischen Gestaltungs-kanon unterworfen wurde. Östlich der Piazza erstreckt sich die ebenfalls sehr breite, unter Mussolini angelegt Viale Brigata Bisagno.

Die Zeit des Faschismus endete mit einigen Kriegszerstörungen – auch an der Strada Nuova. Aber erst in der Nachkriegszeit erfolgte der Großangriff auf die historische Stadt – durch eine Stadtplanung, die – anknüpfend an Pläne der Mussolini-Zeit – großzügige Abrisse im historischen Zentrum empfahl und dem Automobil mehr und mehr den Weg öffnete. Die Produktion insbesondere der Eisen verarbeitenden Industrie nahm zu, der Hafen wurde weiter ausgebaut.¹³ Genua wuchs in die Fläche – mit allen Errungenschaften des modernen Städtebaus, darunter den Autobahnen und einem neuen Flughafen auf einer dem Meer abgetrotzten Fläche. Das Stadtwachstum wurde durch Immigrationswellen aus Süd- und Nordostitalien treibhausmäßig gefördert. Symbol des autogerechten Ausbaus des Zentrums ist bis heute die „Sopraelevata“, die „Elevata all’americana“, die Hochstraße nach amerikanischem Vorbild, die 1965 entlang des Ufers errichtet wurde. Diese Schnellstraße verstärkte die Isolierung der Altstadt Genuas vom Meer weiter. In die Altstadt selbst wurde wenig investiert, sie verfiel und wurde zum ersten Domizil von Einwanderern, zuerst aus dem Süden Italiens, später aus Afrika. Baulicher Verfall und Leerstand, Marginalisierung, Kleinkriminalität, zunehmender Drogenkonsum, legale und illegale Einwanderung aus Afrika – der Ruf der Altstadt war ruiniert. Das Jahr 1975 gilt als Tiefpunkt dieser Entwicklung.

4. Renaissance des Zentrums

In den 1980er Jahren reiften auch in Genua die Voraussetzungen für einen Abschied vom modernen, die Altstadt zerstörenden Städtebau heran. Erste Studien zur Revitalisierung des Zentrums wurden vor allem seitens wirtschaftlicher Institutionen erarbeitet.¹⁴ Die Vorbereitung der Sanierung des Dogenpalastes und des Wiederaufbaus des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Theaters Carlo Felice, die Planung der Ansiedlung der Architekturfakultät im Zentrum und die Planung einer Metropolitana (U-Bahn) waren weitere Zeichen eines Umdenkens in Richtung Rezentralisierung. Hin-

¹³ In dieser Zeit nahm Genuas Hafen Platz vier in der Rangfolge der europäischen Häfen ein; A. Gazzola, ebda. S. S. 88.

¹⁴ Vgl. A. Gazzola, ebda., S. 91 f.

tergrund waren die gravierende ökonomische Krise¹⁵ und der erhebliche Bevölkerungsverlust der Stadt, die dem Niedergang der großen Industrie und des Hafens folgte. Aber erst die großen Events der letzten zwölf Jahre ermöglichten eine kaum glaubliche Renaissance des Zentrums, an die in den 1980er Jahre wohl noch kaum einer ernsthaft zu glauben wagte. Die Stadtväter Genuas nutzten zudem die Chance, dass mit Renzo Piano ein weltweit anerkannter Stararchitekt in ihrer Stadt arbeitete. Auf Renzo Piano gehen die entscheidenden städtebaulichen Schlüsselprojekte zurück. 1992 – das Jahr der kolumbianischen Expo – kann als Auftakt und für alle sichtbares Zeichen der Renaissance des Zentrums betrachtet werden. Im Kontext der Expo wurden gewaltige öffentliche Ressourcen zugunsten von Genuas Mitte mobilisiert – allerdings noch nicht sofort mit durchschlagendem Erfolg.

Die Erneuerung des Zentrums von Genua¹⁶ in den 1990er Jahren unterschied sich von den großen Beispielen des Stadtumbaus in den 1970er Jahren (etwa in Bologna) grundlegend: Zugpferd der Revitalisierung war – wie in anderen großen Städten Europas seit den 1980er Jahren auch – der Umbau und die Umnutzung von brachgefallenen Flächen der industriellen Ära in Zentrumsnähe zugunsten von Einrichtungen, die vor allem regionale und überregionale Besucher anlocken sollen. Genua konnte über eine Umgestaltung des aufgegebenen alten Hafens den unterbrochenen Bezug des Zentrums zum Meer wiederherstellen. Der nach Plänen von Renzo Piano aufpolierte alte Hafen wurde so wieder tendenziell ein attraktiver Teil des Zentrums. Auf fünf Hektar Fläche wurden neue öffentliche, palmengesäumte Räume geschaffen, dazu spektakuläre Einrichtungen wie il Bigo, der an einer Art Kran angehängte Panoramalift. Das neue, riesige und größte Aquarium Europas – nicht gerade eine architektonische Schönheit – avancierte schnell zu einem Publikumsliebling (1,5 Mio. Besucher im Jahr) und gehört heute zu den meistbesuchten touristischen Einrichtungen Italiens. Allerdings blieb die Fußgängerpromenade am Hafen noch etwas schläfrig und konnte noch nicht an ihr Vorbild in Barcelona heranreichen. Historische Hafengebäude wie die Porta Siberia und die Magazzini del Cotone wurden saniert und neuen Zwecken wie Ausstellungen, Kongressen usw. zugeführt. Renzo Pianos respektable Leitlinien waren, so seine Aussage, Wiedernutzung des Vorhandenen, Kontinuität von Vergangenheit und Zukunft, Durchlässigkeit der Stadt zum Hafen hin sowie Respekt vor der Geschichte. Sein Hauptziel war die „Rückgabe des Meers an die Stadt“.¹⁷ Kernstück seiner Planung war daher eine breite, den Fußgän-

15 Die schwere ökonomische Krise in den 1980er Jahren Genuas – für Norditalien einzigartig – war u.a. dem Verfall der „Partecipazioni Statali“, der staatlich gelenkten Industrie, geschuldet. Mit ihr verlor der wichtigste Industriezweig, die eisenverarbeitende Industrie, aber auch der Hafen an Bedeutung. All dies führte im Kontext einer allgemeinen De-Industrialisierung zu sehr hohen Arbeitslosenzahlen. Der Anteil der Arbeiter an den Beschäftigten fiel von 61% im Jahr 1951 auf 36% 1991: vgl. A. Gazzola, ebda., S. 80, 89.

16 Oft wird behauptet, dass das historische Zentrum von Genua das größte Europas sei.

17 Zit. nach: A. Gazzola (s. A 12), S. 115.

gern vorbehaltene Verknüpfung der Altstadt mit dem Hafen in Höhe des historisch bedeutsamen Palazzo di San Giorgio. In den folgenden Jahren wurde der 1992 eingeleitete Prozess des Hafenumbaus fortgesetzt – u.a. durch die Schaffung zahlreicher kleinerer Einrichtungen wie für Kinder und Sportler, die vor allem den Einwohnern der nahen Altstadt zugute kamen. Im Zuge des neuerlichen öffentlichen Geldregens anlässlich des G8-Gipfels 1998 wurden weitere bildmächtige Anlagen wie die Kristallkugel für wertvolle Pflanzen von Renzo Piano hinter dem Aquarium errichtet. Auch die Arbeiten am Komplex Marina Porto Antico konnten inzwischen abgeschlossen werden – einer Mischnutzung mit Wohnungen, einem Hotel und einer eigenen kleinen, oft etwas öden Straße samt Läden und Gastronomie, deren kommerzieller Erfolg allerdings noch nicht gesichert erscheint. Und schließlich eröffnete Ende Juli 2004 im historischen Werftgelände mit Verspätung ein weiteres bedeutendes Museum: das Museo del Mare,¹⁸ eines der größten Museumskomplexe seiner Art im Mittelmeerraum.

Aber nicht nur am alten Hafen, auch im übrigen Zentrum wurden Musealisierung, Kulturalisierung und Historisierung forciert: Nach jahrelangen Debatten wurde das ruinöse Teatro Carlo Felice nach Plänen von Aldo Rossi 1991 wieder in Betrieb genommen – ein frühes Zeichen für die Renaissance des Zentrums, wenngleich der zentrale, massive, 63 Meter hohe Hochhauskubus und die Passage innerhalb des Komplexes nicht unbedingt zu den angenehmsten Werken Rossis gehören. Noch bedeutsamer waren die Sanierung des Dogenpalastes und seine Umnutzung im Jahr 1992 zu einem gewaltigen und spektakulären Kulturpalast. Neue Museen entstanden, und die Strada Nuova wurde insgesamt zu einer Art Museumsstraße. An vielen Gebäuden der Altstadt erklären Tafeln die Geschichte des Ortes, während früher die Schätze der Stadt im Verborgenen blieben. Zahllose Ausstellungen, Märkte, Kunstdarbietungen, temporäre Installationen, Musik-Events auf den Altstadtplätzen, im Dogenpalast, in den Palästen der Strada Nuova oder am alten Hafen – unterstreichen die neue Orientierung des Stadtumbaus. Spektakuläre Ereignisse waren die Ausstellungen anlässlich des Kulturhauptstadtjahrs, etwa „L’Età di Rubens“ im sanierten Dogenpalast und „L’invenzione dei rolli. Genova, città di palazzi“ in einigen Palästen der Strada Nuova. Die Rubensausstellung war außerordentlich erfolgreich. Im italienischen Ausstellungskonzert des Jahres 2004 konnte sie bis zum Sommer hinsichtlich der Besucherzahlen den zweiten Platz (mit etwa 200.000 Besuchern) behaupten, übertroffen lediglich von der Botticelli-Ausstellung im Palazzo Strozzi in Florenz.¹⁹ Natürlich wurden auch in der Altstadt von Genua gewaltige Maßnahmen zur Sanierung einfacherer historischer Bauten mit öffentlichen und privaten Mitteln auf den Weg gebracht – etwa an der berühmten und populären Via del Campo in der Nähe des Hafens. Zahlreiche Paläste aus dem „Jahrhundert der Genueser“, nicht nur

18 Das Museum del Mare wurde zu etwa einem Drittel mit Mitteln der EU finanziert.

19 Vgl. La Repubblica, 02.08.2004.



Abb. 4: Standorte der Universität im Zentrum von Genua 2002; Quelle: Il recupero del centro storico di Genova, Firenze 2004, S. 43.

an der Strada Nuova, wurden einem „Restyling“²⁰ unterzogen. Solche Sanierungsmaßnahmen führten zur weiteren Verankerung der Universität im historischen Zentrum²¹ und schufen erneuerten Wohnraum – auch für Besserverdienende.²²

Parallel zur kulturellen Aufwertung des Zentrums wurde das Automobil in seine Schranken gewiesen, der öffentliche Raum erhielt eine Verschönerungskur und dem Fußgänger wurden mehr Raum, Ruhe und gute Luft verschafft. Unzählige Poller, aber auch zahlreiche Blumenkübel (im nachgeahmten Ton-Look aus Plastik) unterstreichen diesen Wandel. So wurden die Strada Nuova und die Via Cairoli (Strada Novissima) zur Fußgängerzone, ebenso wie die Via Lorenzo, die den Hauptplatz der Stadt (Piazza De Ferrari), den Dogenpalast und die Kathedrale mit dem neuen Stadtraum am alten Hafen großartig verbindet. Die Sperrung der Via Lorenzo für Autos, die neue Ausstattung der Straße und die Sanierung der Palastfassaden waren wiederum den Mitteln des G8-Gipfels geschuldet. Selbst an der allzu steinernen Piazza De Ferrari wurde der Verkehr erheblich reduziert. Der Platz erhielt – ebenfalls anlässlich des G8-Gipfels – zudem eine neue Gestaltung: Neben dem zentralen Brunnen entstanden neue Wasserspiele, eine Lösung, die schon in Lyon und Manchester sehr

20 So nannte Bürgermeister Giuseppe Pericu die flächendeckenden Restaurierungsmaßnahmen; vgl. sein Geleitwort zum Ausstellungskatalog (s. A 7).

erfolgreich war. Außerdem wurde der Platz besser an das neue Kulturzentrum des Dogenpalastes angebunden. Auch in der Via Roma, einer Prachtstraße des 19. Jahrhunderts nördlich des Teatro Carlo Felice, und der Via 25 Aprile, die die Piazza De Ferrari mit der Piazza delle Fontane Marose und dadurch mit der Strada Nuova verbindet, erhielten die Autos Zügel. 1990 wurde schließlich der erste Abschnitt der Metropolitana eingeweiht, der Ausbau im Zentrum ist derzeit im vollen Gange. Diese Entwicklung fördert die Zunahme des öffentlichen Nahverkehrs, aber auch den Gebrauch der etwas nervigen „Motorini“ und „Motorette“, der kleinen Motorräder und -roller, denen die Poller nichts anhaben können.²³

Besondere symbolische Bedeutung wird einem Projekt zugeschrieben, das noch der Vollendung harret: der Neugestaltung der Mole Ponte Parodi am alten Hafen. An einem bis vor kurzem durch ein gewaltiges Silogebäude geprägten Standort soll – anknüpfend an die Erfahrungen in anderen Städten (mit Blick auf den „Bilbao-Effekt“)²⁴ – ein architektonisches Show-Stück inszeniert werden, das den Umbau des alten Hafens abschließen und die Erneuerung Genuas in aller Welt sichtbar machen soll. Dafür wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben. Gefordert war ein „dreidimensionaler Platz am Meer“ für Erholung, Kultur und Entertainment. In der Dokumentation des Wettbewerbs war viel die Rede von „The Architecture of Brands, the Branding of Architecture“, von „fantasy city“, von den Beispielen in Barcelona und Bilbao, Baltimore und Boston, Vancouver und Toronto, relativ wenig aber über Genua. Verwiesen wurde auf die Notwendigkeit der Schaffung von „landmarks“, die sich – wie die Oper in Sidney – in der mental map jedes Touristen festsetzen.²⁵ „Die Schaffung einer einzigartigen Markenidentität ist für jede Stadt, die sich von ihren Konkurrenten auf Weltebene unterscheiden will, ebenso unumgänglich wie für ein Unternehmen, das Gebrauchsartikel oder Dienstleistungen verkauft.“²⁶ Eine solche Markenidentität könne auch – wie Bilbao gezeigt habe – durch ein einziges spektakuläres Bauwerk geschaffen werden, wenn es von einem Architekten aus der kleinen Gruppe der „Superstars“ entworfen wird („Frank Gehry, Rem Koolhaas,

21 Im historischen Zentrum wurden auch Studentenwohnungen untergebracht. Zur Förderung des Bezugs der im historischen Quartier Sarzano in den 1990er Jahren untergebrachten Architekturfakultät verzichtete die Universität sogar auf eine eigene Bar: vgl. A. Buti: La presenza dell'Ateneo nel centro storico: Balbi, Sarzano, Albergo die Poveri, in: Il recupero del centro storico di Genova, Firenze 2004, S. 46

22 Vgl. dazu A. Del Bianco, La qualità degli interventi di ARTE Genova all'interno del centro storico, in: Il recupero del centro storico di Genova, Firenze 2004, S. 8 f.

23 Am 1995 revidierten Verkehrsplan (Piano Urbano del Traffico) war übrigens der erfahrene deutsche Verkehrsplaner Winkler beteiligt.

24 R. Marshall, L'esperienza di Genova e la creazione di un Luogo sull'aqua, in: G. Carnevali u.a. (s. A 1), S. 94.

25 J. Hannigan, Una piazza sull'aqua: Ponte Parodi a Genova come marchio ricreativo globalizzato, in: G. Carnevali u.a. (s. A 1), S. 120 f.

26 Ebda., S. 122.

Renzo Piano, Bernhard Tschumi, Norman Foster – Namen, die schon selbst eine Marke darstellen“).²⁷ Gerade Genua brauche ein solches Gebäude, da die Stadt weltweit nicht sehr bekannt sei und bisher am alten Hafen ein entsprechendes Gebäude fehle. Daher – so die Schlussfolgerung – sei der Umbau der Ponte Parodi die beste und letzte Chance für Genua, sich als Zentrum von Unterhaltung und Kultur ähnlich Bilbao und Barcelona zu präsentieren.²⁸

Der unter Beteiligung einschlägiger Stararchitekten abgeschlossene und im Mai 2001 entschiedene Wettbewerb hatte ein entsprechendes Ergebnis: Das Design stand im Vordergrund – auf Kosten der Inhalte.²⁹ Der Bezug zum übrigen alten Hafen oder gar zum historischen Zentrum blieb oft im Dunklen. Die Projekte konnten nicht immer den isolierenden Selbstbezug oder die dramatische, aber blinde, wenig ortsbezogene Geste überwinden. So wurden in die Höhe strebende Gebäude (Chipperfield, Tschumi) angeboten, oder eine Auskragung der Sopraelevata, die sich wie eine Art Achterbahn auf der Mole bewegt (MVRDV u.a.), aber auch gänzliche Absonderungen in Form einer Insel (OMA Rem Koolhaas, Boeri Studio). Dagegen war der Vorschlag des ersten Preisträgers, des holländischen Büros UN Studio (Ben Van Berkel und Caroline Bos), in seiner Fernwirkung wohlthuend zurückhaltend, wenngleich im Detail, in seinen Formen, Farben und Lichtbezügen wiederum sehr spektakulär. Kern des Entwurfs war ein großer, „modulierter“ Platz („piazza del Mediterraneo“), der Mehrzweckräume und Parkplätze überdecken soll. Die Jury hob besonders hervor, dass dieser Beitrag die landschaftlichen Besonderheiten Genuas respektiere und nicht übertrumpfen wolle und dass der Bezug zum Kontext gewahrt bleibe.

Voraussetzung für die Renaissance des Zentrums von Genua war und ist eine breite Revitalisierungskoalition. Dazu gehören in erster Linie die Stadt Genua und ihr Bürgermeister Giuseppe Pericu, die nicht nur mit dem 2001 angenommenen Piano Urbanistico Comunale (P.U.C.) und dem „strategischen Plan“ Piano della Città desselben Jahres, sondern auch mit zwei „Strategischen Konferenzen“ 1999 und 2002 einen wichtigen Rahmen des Zentrumsumbaus schufen. Akteure der Revitalisierung waren aber auch der Zentralstaat, der im Zuge der Groß-Events erhebliche Mittel zur Verfügung stellte, weiter die in Genua mächtige Hafenbehörde, die für den Piano Regolatore del Porto di Genova verantwortlich ist, die Universität und schließlich zahlreiche Privatinitiativen. Dabei dürfen auch die von Geschäftsleuten getragenen Unternehmer-Initiativen „Centri Commerciali Integrati di Via (CIV) nicht übersehen werden, die mit finanziellen Mitteln der EU und der Region Ligurien gefördert werden. Die CIV haben sich die wirtschaftliche, soziale und städtebauli-

²⁷ Ebda.

²⁸ Ebda., S. 126.

²⁹ Vgl. auch *H. Ibelings*, Più forma che contenuto. Sedici progetti per Ponte Parodi, in: ebda., S. 192 ff.



Abb. 5: UN Studio: Vorschlag zur Neugestaltung der Mole Ponte Parodi, 2001; Quelle: G. Carnevali u.a. (s. A 1), S. 178.

che Aufwertung von zentralen Geschäftsstraßen auf ihre Fahnen geschrieben, um gegen die suburbanen Shopping Center besser bestehen zu können.³⁰

Ergebnis der Erneuerung war nicht nur eine „Verschönerung“ des Zentrums, sondern auch dessen soziale Aufwertung, *gentrification*. Gesellschaftspolitisches Ziel war – wie in anderen Städten ebenfalls – vor allem eine Wiederaneignung des Zentrums seitens besser verdienender sozialer Schichten, nicht so sehr eine „soziale Stadterneuerung“ zugunsten der im Zentrum lebenden Immigranten. Dazu gehört auch, dass die historischen Orte kulturell aufgeladen werden und seitens der Stadt auf Sicherheit und Sauberkeit besonders geachtet wird. Das Zentrum ist nunmehr wieder eine Adresse, die sich herzeigen lässt, auf die man stolz sein kann; trotz der Bettler, trotz der Obdachlosen, trotz der immer noch unübersehbaren Müllinseln und des verbreiteten Uringeruches, trotz der Ampullen der Drogenabhängigen, die sich immer noch hie und da finden lassen. Die Präsenz der früher sehr kritisch beäugten Ausländer³¹ wird heute mit etwas mehr Gelassenheit betrachtet. Die abends

³⁰ Vgl. dazu A. Gazzola (s. A 12), S. 118 ff.

³¹ In Genua (600.000 Einwohner), „capitale della multiculturala“, hat sich die Zusammensetzung der Ausländer in den letzten zehn Jahren stark verschoben. Während früher die Nordafrikaner dominierten, sind es jetzt die Südamerikaner. Insgesamt leben in Genua etwa 30.000 reguläre Immigranten, das entspricht einer Bevölkerungsquote von lediglich 5%. Dazu kommt noch eine unbekannte Zahl von nicht registrierten Ausländern; vgl. Il Venerdì di Repubblica, 20.08.2004. Die immer noch etwas brisante Ausländerfrage wird seitens der Stadt aktiv thematisiert. So wird etwa die multieth-

prächtig erleuchtete Strada Nuova wurde zum Corso, zur Flaniermeile nicht nur gebildeter Touristen, sondern auch gut verdienender Genueser. Und an der Piazza De Ferrari trifft sich die Jeunesse dorée und weniger dorée. Der städtebauliche Widerspruch zwischen der engen Altstadt und der geräumigeren Bürgerstadt und Stadt des 20. Jahrhunderts ist nicht mehr wie früher auch ein eindeutiger sozialer Widerspruch: Der Widerspruch hat sich in die Altstadt selbst verschoben. Dazu hat auch die Ansiedlung der architektonischen Fakultät der Universität von Genua in großen Altbaukomplexen in Castello, dem ältesten Teil der Altstadt, beigetragen. Antida Gazzola spricht in ihrer städtebausozologischen Studie über den baulichen und sozialen Wandel Genuas folgerichtig von einer „Riconquista della città“, einer Wiedereroberung der Stadt.³² Die Erschließung neuen Wohnraums führte schließlich zu einer deutlichen Abbremsung des Einwohnerverlustes der Stadt.³³

Doch der Stadtumbau ist erst auf halbem Wege. Die Erreichbarkeit des Zentrums wird sich durch den derzeit realisierten Ausbau der Metro gewaltig verbessern. Zudem schlägt Renzo Piano vor, die umstrittene Hochstraße,³⁴ die Sopraelevata, durch eine eingleisige, führerlose Hochbahn zu ersetzen. Der Stararchitekt präsentierte der Stadt Genua anlässlich des Kulturhauptstadtjahrs ein Weißbuch mit 20 Vorschlägen, zu denen – neben dem Hochbahnprojekt – auch die Verlagerung des Flughafens gehört.³⁵ Der Ausbau der Universität im Zentrum ist in vollem Gange. Die Riconquista der Altstadt schreitet voran. Genua verändert sich, erneuert sich, wird immer schöner, wenngleich die Losungen „der schönste Alte Hafen der Welt“ und „la città più bella del mondo“ doch etwas verwegen erscheinen.

nische Kultur nicht nur verbal beschworen, sondern auch durch entsprechende Events – etwa auf der musikalischen Ebene – unterstrichen. Darüber hinaus hat Genua jüngst beschlossen, dass seine (legalen) Immigranten, die bereits fünf Jahre in Italien (davon zwei Jahre in Genua) leben, erstmals bei einer Kommunalwahl aktiv und passiv wahlberechtigt sind; vgl. *La Repubblica*, 28.07.2004. Diese für italienische Verhältnisse radikale Reform der Mitte-Links Stadtregierung wurde aber seitens der Rechtsregierung von Berlusconi umgehend wieder in Frage gestellt; vgl. *La Repubblica*, 04.08.2004. In einem Interview kommentierte der Bürgermeister von Genua, Giuseppe Pericu, diesen politischen Streit mit folgenden Worten: „Übrigens war Genua in der Geschichte immer wieder einen Schritt weiter vorne als andere. Und heute ist das wieder so.“ (*La Repubblica*, 04.08.2004).

32 A. Gazzola (s. A 12), S. 97. Auch Nando Dalla Chiesa, Mitglied des italienischen Senats, spricht von „riconquista del centro“; vgl. N. Dalla Chiesa, *Riflessioni a chiusura del convegno*, in: *Il recupero del centro storico di Genova*, Firenze 2004, S. 68.

33 A. Gazzola (s. A 12), S. 91.

34 Zur Auseinandersetzung um die Sopraelevata vgl. A. Gazzola (s. A 12), S. 118.

35 Vgl. *La Repubblica*, 22.07.2004. Die weiteren Pläne von Renzo Piano für Genua wurden im Kulturhauptstadtjahr in einer eigenen Ausstellung an prominenter Stelle, in der Porta Siberia am alten Hafen, gezeigt. Sie präsentierte darüber hinaus zahlreiche Werke des Genueser Stararchitekten in aller Welt; vgl. dazu den Katalog *Renzo Piano & Building Workshop*. Progetti in mostra. Genova 2004. Die Vorschläge für Genua betreffen die gesamte Hafenzone und zielen auf eine grundlegende Erneuerung des Verhältnisses von Stadt und Hafen; Vgl. dazu detailliert *Renzo Piano Building Workshop*, ebda.

5. Stadtumbau alla genovese

Nach der Expo 1992 und dem G8-Treffen 1998 war das Jahr 2004 ein neuer Höhepunkt der Kette von Groß-Events, die die Renaissance des Zentrums von Genua schubweise unterstützten. Genua erscheint daher als Musterbeispiel eines Stadtumbaus durch große Ereignisse, eines festivalisierten Stadtumbaus. Dieser Stadtumbau hatte und hat seine eigenen Merkmale: Betonung von großen Veränderungen, die durch die Umnutzung des alten Hafens – geplant durch den hauseigenen Architekten Renzo Piano – möglich wurden, Einsatz von spektakulärer Architektur, für die auswärtige Stararchitekten bemüht wurden, Schaffung von neuen touristischen Attraktionen wie Museen und dem Aquarium, die neue soziale Schichten ins Zentrum locken, die von dem früheren schlechten Image abgeschreckt wurden. Hinter diesen punktuellen spektakulären Neuerungen verschwanden die zahlreichen flächendeckenden weiteren Maßnahmen, ohne die die Wende nicht erfolgreich gewesen wäre: die Maßnahmen zur Sanierung der historischen Gebäude, die zahlreichen größeren und kleineren Maßnahmen zur Aufwertung der öffentlichen Räume, der Ausbau der Universität im Zentrum, die Verbesserung der öffentlichen Verkehrsmittel usw.

Die in Genua realisierte Variante des Stadtumbaus wirft einige städtebauliche Grundsatzfragen auf, die in Konflikten zum Ausdruck kamen. Anlässlich des Umbaus des alten Quartiers Galata im Kontext der Anlage des neuen Museo del Mare veröffentlichte die Zeitschrift von Italia Nostra³⁶ einen sehr kritischen Artikel, der die unterschiedlichen Strategien des Stadtumbaus verdeutlichen wollte. Darin wirft Stefano Fera den „Urbanisten“ vor, eine auf einzelne Projekte isolierte Strategie zu verfolgen, die mit Hilfe von Stararchitekten spektakuläre Orte zu produzieren versucht, sich aber um den Bestand, die Integration der Projekte in das Umfeld und das Umfeld selbst wenig kümmert. Richtig wäre dagegen gewesen, sich auf die Instandsetzung und flächendeckende Restaurierung der alten Bauten, insbesondere des historischen Zentrums, zu konzentrieren.

Mit dieser polemischen Stellungnahme wurde ein wichtiges Thema angesprochen – die Umorientierung vom klassischen, in den 1970er Jahren begründeten umfassenden, durch die öffentliche Hand vermittelten restaurierenden Stadtumbau hin zum objektorientierten, öffentliche Mittel bündelnden, als Anstoß verstandenen, medienwirksamen Stadtumbau der jüngsten Jahre. Zugespitzt erscheint das als hegemonialer Konflikt zwischen „Ästhetisierung“ und „Konservierung“, zwischen „Urbanisten“ und „Restauratoren“ im Stadtumbau.³⁷ Gerade mit Blick auf den Wettbe-

36 Italia Nostra ist eine italienische Vereinigung zum Schutz des Erbes von Geschichte, Kunst und Natur.

37 Vgl. S. Fera, Una strategia per il recupero urbano, in: Italia Nostra 397 novembre 2003, S. 14 f. Stefano Fera ist Mitglied des Beratungsteams von Renzo Piano Building Workshop, architects sowie Herausgeber der Weißbuchs: Renzo Piano Building Workshop: Genova: Città & Porto. Istruzioni per l'uso. Genova 2004.

werb zum Umbau der Mole Ponte Parodi erscheint diese Kritik nicht ungerechtfertigt. Drohte sich doch hier das „Branding“ von Städten zu verselbständigen. Die Kritiker verweigern sich allerdings der Frage, ob die Wiedergewinnung eines nicht mehr öffentlich zugänglichen Bereichs wie des Alten Hafens ohne spektakuläre Events und Architektur erfolgreich und ob eine dauerhafte Erhaltung des historischen Zentrums ohne soziale Aufwertung überhaupt möglich gewesen wären. Genua hat jedenfalls den doppelten Weg gewählt: den symbolischen punktuellen Stadtumbau wie den flächendeckenden Stadtumbau in die Tiefe.³⁸ Zu diesem Doppelweg gibt es vielleicht keine Alternative. Richtig und unabdingbar aber ist es, um die Proportionen zu streiten – wieviel Star-Architektur wo und in welchen Formen, wieviel Förderung von *gentrification* und an welchen Orten.

38 B. Gabrielli, Interventi strategici, in: G. Carnevali u.a. (s A 1), S. 24.

FORUM

Miron Mislin

Warum beschäftigen wir uns mit Stadtbaugeschichte? *Kritische Anmerkungen zum 100. Geburtstag von Julius Posener*

Am 4. November 2004 jährte sich der Geburtstag von Julius Posener zum hundertsten Mal. Aus diesem Anlass soll hier sein Verständnis von Stadtbaugeschichte, die von ihm nicht als getrennt von der Architekturgeschichte gesehen wurde, nachgezeichnet werden. Es soll der Frage nach seiner Lehre nachgegangen werden, aber auch der nach Inhalten, die er in seinem Unterrichtskonzept nicht berücksichtigte und die möglicherweise für einen zukünftigen Architekten und Stadtplaner von Bedeutung gewesen wären.

Julius Posener lebte und lehrte in Berlin von 1961 bis 1996, unterrichtete von 1961 bis 1971 an der Hochschule für Bildende Künste Bau- und Stadtbaugeschichte und von 1971 bis 1978 im Rahmen eines Lehrauftrags an der Technischen Universität Berlin. Seine Veröffentlichungen geben ebenso Auskunft über sein Verständnis von Architektur- und Stadtbaugeschichte wie eine ganze Reihe von Vorlesungen, die durch ihren Abdruck in ARCH+ fast wörtlich überliefert worden sind. 1969 benannte Posener sein Fach „Geschichte, Theorie und Kritik der Architektur“ und wollte durch diese Bezeichnung eine neue Sicht der Architektur- und Stadtbaugeschichte zum Ausdruck bringen. Durchaus gemäß seinem Auftrag im Fach Bau- und Stadtbaugeschichte an der Hochschule für Bildende Künste wollte er die künftig bauenden und planenden Architekten befähigen, sich kritisch mit der bereits gebauten Stadtarchitektur auseinandersetzen zu können, aber nicht eigentlich Kunsthistoriker oder Baugeschichtler ausbilden. Letzteres wird bei Kunsthistorikern, die sich als seine Schüler verstehen, durchaus anders gesehen. Seine Wirkung als Lehrer, Historiker und Architekturkritiker war dennoch über den eigentlichen Kreis seiner Studenten hinaus, zu denen auch ich gehöre, groß.

Bekanntlich befasst sich die Stadtbaugeschichte mit der Erforschung und Darstellung der gebauten Stadtanlagen und Siedlungen von der Frühzeit menschlicher Kulturen bis zur Gegenwart. Unterrichtet wird in chronologischer Reihenfolge die Stadtbaugeschichte der Antike, des Mittelalters, der Renaissance, der Zeit des fürstlichen Absolutismus im Barock bis ins 20. Jahrhundert. Zur neueren Periode der modernen Stadtbaugeschichte gehört die kritische Auseinandersetzung mit Vorkehrungen zur öffentlichen Gesundheit – wie Kanalisation, Wasserleitungen, Schlachthöfe, Märkte, Parkanlagen, Straßenbau, Bauordnungen und Flächenwidmungen –

sowie die Beschäftigung mit den ersten deutschsprachigen Werken zum Städtebau, wie z.B. von Reinhard Baumeister (1876), Joseph Stübben (1890), Camillo Sitte (1899) oder Albert E. Brinkmann (1919). Ferner die Beschäftigung mit Gartenstadtkonzepten, einer großen Zahl von städtebaulichen Utopien und den folgenreichen städtebaulichen Empfehlungen, die im Rahmen des Internationalen Kongresses für Neues Bauen (CIAM) diskutiert wurden sowie schließlich die neuen Konzepte nach 1945 wie die New Towns, Satellitenstädte, städtische Konzepte von Le Corbusier, O. Niemeyer (Brasilia), L. Kahn (Dacca), Kenzo Tange (Tokio) etc.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts beruhte jedoch das klassische Unterrichtskonzept der Bau- und Stadtbaugeschichte meist auf Empfehlungen von Ordinarien, die sich auf archäologische Ausgrabungen der klassischen Antike spezialisiert hatten. Auch diejenigen, die sich mit Arbeiten über romanisch-gotische Sakralbauten qualifiziert hatten, erfüllten die Voraussetzungen für das Lehrfach. Ein praktischer Bezug zur Entwurfs- und Planungspraxis musste nicht nachgewiesen werden, obwohl Architekten und Stadtplaner ausgebildet werden sollten. Noch heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts wird diesem tradierten Konzept von Bau- und Stadtbaugeschichte bei der Besetzung von Lehrstühlen gefolgt, d.h. es wird an die Unterrichtung eines Baukünstlers gedacht, der wie im 17. bis zum 19. Jahrhundert zu den Monumenten der antiken Baukunst pilgert, um dort durch Vermessen und Zeichnen der Bauglieder eines Tempels erste Kenntnisse zu erwerben, die er durch Mitarbeit an archäologischen Ausgrabungen jederzeit vertiefen konnte.

Bauhistoriker an den Technischen Universitäten in West-Berlin und Westdeutschland folgten im Großen und Ganzen dem althergebrachten Konzept, je nach persönlicher Spezialisierung mit einzelnen Schwerpunkten mehr. In der Praxis hat sich jedoch herausgestellt, dass das Nebeneinanderherlaufen von bauhistorischen Vorlesungen und Seminaren ohne Bezug zu Entwurfsprojekten kaum über eine akademische Pflichtübung hinaus Wirkung erzeugt hat.

Gegenüber dieser starren Tradition ragte Julius Posener besonders hervor. Seiner Meinung nach machte die alleinige und vertiefte Beschäftigung mit Kathedralen des Mittelalters und Tempeln der Antike – auch wenn sie in ihrer Zeit Meilensteine der Bau- und Stadtbaukunst darstellten – wenig Sinn, wenn kein Bezug zu gegenwärtigen Planungsaufgaben hergestellt wird. Bau- und Stadtbaugeschichte sollte ein Fach sein, das, wie auch Max Taut 1945 postulierte, heute planenden und bauenden Architekten und Stadtplanern das historische Rüstzeug für ihre Tätigkeit gibt.

Den gewaltigen Ritt durch die traditionelle Bau- und Stadtbaugeschichte von der Antike bis zur Entstehung der Moderne unternahm Posener bis Ende der 1960er Jahre. Ab 1969 änderte er sein Lehrkonzept und wählte für seinen Unterricht nur noch ausnahmsweise typische Beispiele aus wie etwa die Idealstadtbauanlagen der Renaissance und des Barock oder auch die Befestigungsanlagen von Vauban, die bis in die Pfalz Einfluss ausgeübt hatten. Im Wesentlichen konzentrierte er sich jedoch auf die städtebaulichen Idealvorstellungen, die sich im Zuge der sozioökonomischen

Veränderungen durch die industrielle Revolution ergaben: die Idealvorstellungen von Charles Fourier, die Gartenbaustädte Ebenazer Howards, den Wilhelmismus und die zu seiner Zeit beginnende Diskussion um die Sanierung und Erhaltung von alten Stadtquartieren.

Poseners kritische Haltung zur traditionellen Architektur- und Stadtbaugeschichte beinhaltet jedoch nicht eine systematische Kritik von modernem Städtebau und Stadtarchitektur, obwohl er grundsätzlich die Zersiedlung des städtischen Raums und die Trennung von Arbeits- und Wohnflächen sowie die besonders in den USA ausgeprägten tristen Vorstadtsiedlungen kritisierte. So sprach er sich in den 1960er Jahren beispielsweise nie explizit gegen einseitig vom Kommerz dominierte Shopping Centers außerhalb der Städte aus, die sich unweigerlich zu Lasten der Innenstädte entwickeln würden. Ebenso wenig problematisierte er die Entwicklung dieser Nebenzentren im Rahmen eines urbanen Konzeptes, obwohl es 1960 bereits 25 regionale Shopping Centers gab, die deutlich erkennbar – wie bereits in den 1950er Jahren ihre berühmten Vorbilder in Detroit oder Minneapolis – einen negativen Einfluss ausübten. Auch wandte er sich nicht gegen die aufkommenden Megastrukturen, die in dem Jahr, in dem er seine Lehrtätigkeit aufnahm, mit dem Plan von Kenzo Tange für Tokio (1961) begonnen und mit dem Bau riesiger Trabantensiedlungen in großen Städten wie Berlin, Paris oder München fortgesetzt wurden. Dabei wären gerade die Ideen V. Gruens, dessen Geburtstag sich gerade vor einem Jahr zum hundertsten Mal jährte, geeignet gewesen, grundsätzlich die städtebaulichen Entwicklungstendenzen der Nachkriegszeit, die von ihm bereits kritisierte Charta von Athen und ihre Folgen oder die Planungen für eine autogerechte Stadt in baulicher und städtebaulicher Hinsicht zu problematisieren bzw. in ihren ideengeschichtlichen Zusammenhängen darzustellen. Die Entwicklung der Megastrukturen stützte sich beispielsweise in den 1960er Jahren neben anderen Vorläufern auf V. Gruens multifunktionelle Zentren und bevölkerungsgeographisch und soziologisch vor allem auf die allzu hoch berechneten Werte eines Bevölkerungswachstums nach J. Fourastie.

Auch die Diskussion der 1950er Jahre über die Rationalisierung und Automatisierung der Bauproduktion, über vorgefertigte Bauelemente meist aus Stahlbeton, die im sozialen Massenwohnungsbau angewendet wurden, stützte sich auf Wachstumsprognosen der Bevölkerung und die absehbare Knappheit des urbanisierten Bodens. Fourasties Buch „Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts“ (1954) spielte in der Städtediskussion der 1960er Jahre eine zentrale Rolle. Bis zu dieser Zeit wurden Bauwerke als freie plastische Solitäre gestaltet (z.B. Le Corbusier: Unité d’Habitation), und die Vorstellung vom städtischen Raum war in den Hintergrund getreten. Als dann Forderungen nach mehr Urbanität und expressiveren städtischen Raum- und Bauformen erhoben wurden, kam es auch zu den Entwürfen der Megastrukturen, die städtische Zusammenhänge nicht nur sichtbar machen sollten, sondern durch Verkehrsschneisen, Flüsse oder Stadtbahngräben getrennte Stadtteile durch große Baukörper miteinander verbinden wollten.

Die düsteren Prognosen, dass überfüllte Städte in Zukunft kaum noch über bebaubare Flächen verfügen und gravierende Verkehrsprobleme haben würden, führten ferner zu den Studien und utopischen Stadtentwürfen des Architekten Yona Friedman – z.B. „architecture mobile“ und „Paris spatial“ (1958-64) mit dreidimensionalen Fachwerkstrukturen, die sich oberhalb der Pariser Häuser erhoben -, die Julius Posener leider nur beiläufig, wenn überhaupt erwähnte, jedenfalls in ihrer ideengeschichtlichen Bedeutung nicht ausreichend genug würdigte. E. Schulze-Fielitz kam mit ähnlichen Begründungen wie Friedman zu seinem Modell eines Stadtbausystems, das Primär- und Sekundärsysteme in einer „Raumstadt“ (1961-63) integrieren sollte. Für Posener waren diese Konzepte mit ihren gefährlichen Tendenzen zur Monotonie der Städte und Vorstädte erstaunlicherweise nicht wichtig genug. In seiner Konzentration auf die ältere Moderne, die ihm am Herzen lag, blendete er die neuen Entwicklungen aus oder nahm sie nicht genügend wahr.

Poseners Kritik galt leider kaum oder nicht deutlich genug den sich zu seiner Lehrzeit entwickelnden japanischen Entwürfen von Wohnzellen, die die Wohnfläche unter dem Gesichtspunkt einer Wohnmaschine extrem reduzierten. In der Kritik hätten utopische Metabolisten wie N. Kurokawa, A. Isozaki und K. Kikutake mit groß dimensionierten Wandclustern und kolossalen Wohntürmen stehen müssen, die für europäische Maßstäbe mit den Traditionen der Stadtgeschichte und der Bewahrung von Stadtfunktionen nicht vereinbar waren. Der Vorschlag von Kenzo Tange für Tokio beinhaltete dagegen ein Thema, das die Diskussion um die Zukunft der Stadt belebte, ging es doch darum, ein Stadtsystem mit geeigneter Baustruktur zu finden, das gleichzeitig die Mobilität der Bevölkerung und die Kommunikation in Megastädten erleichtern würde. Der Plan für Tokio sah u.a. eine lineare Stadtstruktur auf mehreren horizontalen Ebenen der städtischen Fläche vor. Hier hätte Posener Vergleiche zu linearen Strukturen in den Plänen von Le Corbusier herstellen können, z.B. dem Stadtplan für Sao Paolo/Brasilien (1931-42) oder dem Obus-Plan für Algier, der zum Vorbild für alle späteren Megastrukturen wurde. Ein mit Wohnblocks unterbauter Viadukt mit einer Höhe von 105 bis 110 Metern, auf dessen Dach eine Autobahn angelegt war, führte von einem Bürohochhaus im Hafen bis zur Siedlung des Fort d'Empereur. Bereits 1915 hatte er Städte auf Stützen skizziert und den Verkehr unterhalb der Fußgängerstraße gelegt.

Planungslehre und Gesetzgebung sowie Planungen der jüngsten Zeit, vor allem auch in den neuen Bundesländern, bieten weiterhin Anlass, sich mit einzelnen städtebaulichen Elementen, beispielsweise Shopping Centers zu befassen, die von Posener nicht genügend kritisiert worden sind. Nach V. Gruen stützten sich die Architekten und Planer auf Stadtmodelle der Vergangenheit, jedoch ohne architektonische Formenelemente zu übernehmen, wie man es bei Einkaufsdörfern der Vergangenheit getan hatte. Drei Prototypen standen den Planern für die Weiterentwicklung von Einkaufszentren zur Verfügung: (1) das North Gate Center bei Seattle, das als lange Straße für den Autoverkehr gesperrt war, (2) Shopper World bei Framingham



Abb. 1: Der Plan von M. Merian (1615) zeigt die Brücken von Paris: Pont Notre Dame (links oben), Pont aux Changeurs (links Mitte), Pont aux Meuniers (links unten), Petit Pont (rechts oben), und Pont Saint Michel (rechts unten).

im Raum Boston, eine von Gebäuden umrahmte Grünfläche, also die Form des „Commons“ und (3) das Northland Center in Detroit und das Southdale Center bei Minneapolis, entworfen von Victor Gruen.

Diese so genannten Prototypen zeigten die neuen Möglichkeiten und die Probleme, die mit diesem neuen Bautyp des 20. Jahrhunderts, dem regionalen Einkaufszentrum, verbunden sind. Einerseits ist das Shopping Center bereits moderne Bau- und Stadtbaugeschichte, andererseits führte dieses multifunktionale Zentrum mit mehreren horizontalen Ebenen, Sockeln und Bürotürmen zu den Megastrukturen, die in den Jahren 1961 bis 1972 als städtebauliche Lösung für das Anwachsen der Städte angesehen wurden. Diese Projekte haben die städtebauliche Diskussion der 1960er Jahren in erheblichem Ausmaß beeinflusst, in Architekturschulen Eingang gefunden und dienen noch heute, wenn man an die zweite und dritte Generation dieser Stadtstrukturen denkt, als Vorbilder für raumordnerische und städtebauliche Konzepte.¹

¹ Z.B. Rathaus Den Haag 1987; Eurolille 1992-95 von R. Kolhaas; Lehrter Bahnhof in den 1990er Jahren von Gerkan & Marg.

Verkehrsknotenpunkte waren seit dem Mittelalter eine Art Baulabor für die Zukunft, in denen neue Bau- und Planungsmethoden für die städtische Infrastruktur erprobt wurden, etwa durch Bündelung einer Vielzahl von Funktionen in zusätzlichen großen Gebäudekomplexen. So wurden früh Stadtbrücken überbaut, z.B. die London Bridge bereits im 12. Jahrhundert, alle Pariser Brücken wie die Grand Pont (1141-1407), Pont Notre-Dame (1412-1786), Pont-au-Change (1500-1787), Pont St. Michel (1379-1807), Petit Pont (885-1718) und Pont Marie (1611-1789) sowie Ponte Rialto in Venedig (16. Jh.) und Ponte Vecchio in Florenz (14. Jh.). Sie waren die ersten städtebaulichen Maßnahmen für planmäßige symmetrische Straßenanlagen, die später die Ladenpassagen des frühen 19. Jahrhunderts und sogar die Malls des 20. Jahrhunderts inspirierten. Die Bahnhofsbauten integrierten dann Läden und Hotels und entwickelten sich zu großstädtischen Zentren.

In J. Poseners Unterricht über Stadtbaugeschichte nahmen dagegen Ausführungen zu älterem stadttopischen Denken, beginnend mit den Stadttopien im Übergang des Mittelalters zur Neuzeit, wie beispielsweise die Vorstellungen der Renaissance-Baumeister L.B. Alberti und A. Filarete und der Utopisten Th. Morus und T. Campanella, einen bedeutenden Platz ein; unmittelbar gefolgt von den Entwürfen einer „architecture parlante“ des Architekten C.N. Ledoux, die die Funktion des Bauwerks oder Aufgaben des Bewohners an der Fassade ausdrücklich ablesbar machen wollte.

Utopische Sozialisten wie Ch. Fourier und R. Owen, stellte Posener zusammen mit ihren utopischen Gemeinschaftssiedlungen vor sowie einem Exkurs über Friedrich Engels und einer Kritik der Vorstellungen der gesellschaftlichen Systeme der Frühsozialisten im Vergleich mit Idealstadtsiedlungen von Unternehmern für Idealstädte wie Saltaire (1850), Ackroydon (1861-68), Sunlight (1902) und Bedford Park (1877-97). Das Phalanstère (1829-31) von Ch. Fourier war ein Palais auf dem Lande, in dem Menschen zusammen lebten und arbeiteten. Das Vorbild dafür war das Schloss Versailles, obwohl dies Ch. Fourier ablehnte. Mit solchen Beispielen erläuterte Posener das sich wandelnde utopische Bild einer idealen Gesellschaft vor dem Hintergrund des realen gesellschaftlichen Wandels. Zur selben Zeit war aber von Ch. Fontaine und L. Percier die „Galerie d’Orleans (1829-31)“ gebaut worden, die zum Urmodell der wenig später sich entwickelnden Ladenpassagen wurde und die ihrerseits 22 Jahre nach dem Abbruch der letzten mit Läden und Häusern überbauten Pont St. Michel/Paris (1807) erbaut worden war. Letztere kann wegen der Einheitlichkeit der Straßenarchitektur, die zum Vorbild für alle Prachtstraßen wurde, als eine der historischen Vorformen der Megastrukturen des 20. Jahrhunderts angesehen werden. Aber nur in Ch. Fouriers Palais Royal, dem Prototyp des Phalanstère, in dem sich Wohnungen, Säle, Theater, Läden, Cafés und Gärten befanden, sah Posener eine Vorform der Idee Le Corbusiers „Unité de l’Habitation“.

In zeitlicher Hinsicht umfasste Poseners Unterrichtskonzept noch die Städtebauausstellung von W. Hegemann (1910), die Werkbundaussstellung von 1914, die Ide-

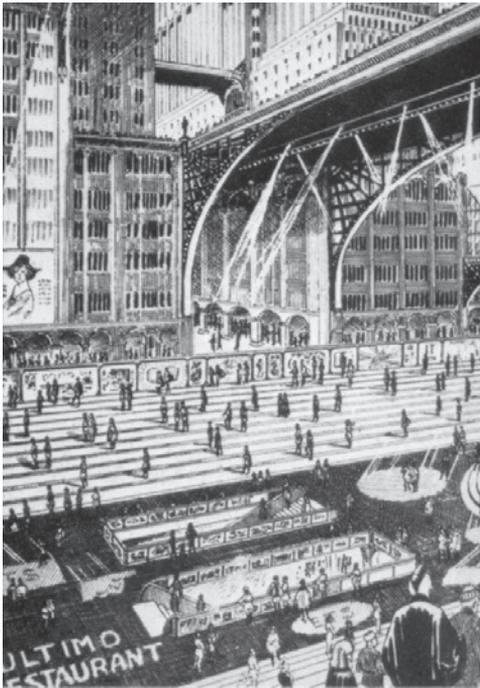


Abb. 2: Frank R. Paul skizzierte 1925 eine Stadt auf mehreren Ebenen, die Fußgänger und Verkehr voneinander trennten (a story of the days to come).

enskizzen von E. Mendelsohn (1914-18), die Gläsernen Architekturen, die Stijl-Bewegung, das Bauhaus (1919-33), die umstrittenen Werke L. Hoffmanns aus den 1920er Jahren, Martin Wagner, Bruno und Max Taut bis etwa 1933. Er sprach anschaulich über städtebauliche Projekte von Le Corbusier – den er 1933 als Redakteur der Zeitschrift *L'Architecture d'aujourd'hui* persönlich kennen gelernt hatte -, über die Umgestaltung des Stadtzentrums von Paris, den Plan Voisin (1929), den Traum einer neuen Stadt ohne Verkehrschaos, ohne allerdings die Idee der autogerechten Stadt vor dem Hintergrund gestiegener Ansprüche an Mobilität zu problematisieren.

Bauwerke und städtebauliche Planungen der NS-Zeit sowie der Zeit danach stellte Posener kaum oder nur gelegentlich in einem ideengeschichtlichen Zusammenhang vor. Er beschäftigte sich auch nicht mit den Problemen der Umsetzung urbaner Visionen und folgenreicher Konzepte wie etwa der Charta von Athen in ein konkretes städtebauliches Handeln.

Besonders der Howard'sche Gedanke des Regionalismus, der in den 1950er und 1960er Jahren das Konzept der Regionalplanung beförderte, wurde von Posener gewürdigt. Im Gegensatz zu Howards Gewichtung von Wohnhäusern beschäftigen sich die Entwürfe der „Cité Industrielle“ des Architekten T. Garnier zum ersten Mal in

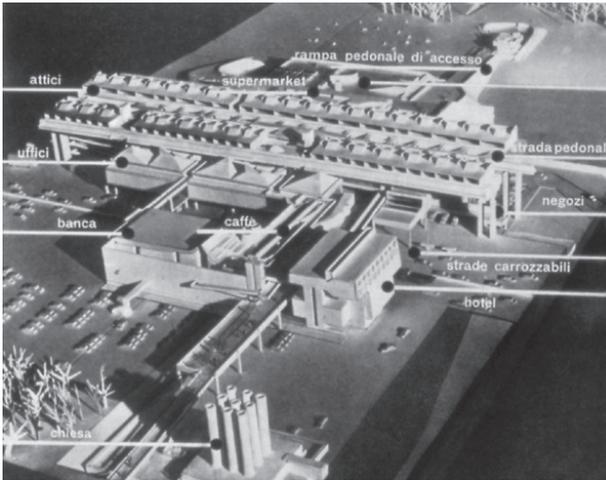


Abb. 3: Multifunktionales, lineares Stadtzentrum, Cambernaud City / Schottland.

der Stadtbaugeschichte vorrangig mit Arbeits- und Produktionsstätten von Industriestandorten. Diese Entwürfe beeinflussten ebenfalls alle später entstandenen linearen, erweiterungsfähigen Bandstadtprojekte, zum Beispiel utopische Stadtentwürfe von Le Corbusier wie der Obus-Plan für Algier, der als klares Beispiel für Über- und Unterbauung von Autobahnen und der Megastrukturen der 1960er und 1970er Jahre gelten kann. Die englischen New Towns und Satellitenstädte berührte Posener kaum, selten städtische Plätze und Erlebnisräume, die in Mode gekommenen Einkaufszentren und Fußgängerzonen oder den Beginn von Stadtansanierungen. Zwar machte er auf Zusammenhänge zwischen Urbanität, Öffentlichkeit und städtischen Raum am Beispiel des Stadtteils Kreuzberg in Berlin aufmerksam, z. B. in seinen Vorträgen „Stadtbild und Geschichte“ (1962) oder „Stirbt die Stadt an der Stadtplanung“ (1965), doch entwickelte er keine systematische Stadtbaugeschichte, die die Entstehungsgeschichte der großen Metropolen der alten Welt wie Wien, Paris, Berlin, London, New York oder der neuen Megastädte wie Rio, Hongkong, Tokio, Mexico City, Shanghai etc. behandelt hätte. Auch die Stadtentwicklung amerikanischer Städte wurde nicht berührt, obwohl J. Posener in seinen Vorlesungen durchaus auf L. Sullivan und F.L. Wright einging. Selbst die Abhandlung einzelner vorbildlicher Platzanlagen wie in Sienna, Florenz, Rom oder Venedig blieb, entgegen dem selbst gesetzten kritischen Ansatz ohne Bezug zu Problemen der modernen städtebaulichen Planung. Die Maßstäblichkeit von Häuserzeilen, die nicht als Einheit nach einem Plan entworfen wurden, sondern als Sammlung individueller Einzelbauten entstanden sind, aber dennoch bestimmten Gestaltungsregeln folgten – z.B. Covent Garden in London, die Amsterdamer Straßenensembles aus dem 17. Jahrhundert, oder die überbauten Brücken von Paris – wurde nicht thematisiert. Auch nicht am tagesaktu-

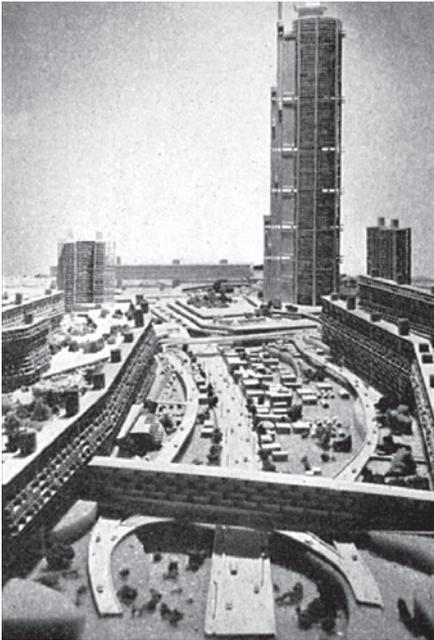


Abb. 4: Civic Center Osamu Murai in Tokio;
K. Kikutake, 1966.

ellen Beispiel des Quartiers des Halles in Paris, als 1968/69 die Diskussion um den Abriss der Markthallen begann.

Zu Poseners städtebaulichen Beispielen gehörten auch die Architekturen der „Gläsernen Kette“ mit den Skizzen von Bruno und Max Taut, Herrmann Finsterling und den Brüdern Luckardt. Als Zeitzeuge konnte er eindrucksvoll auf die visionären und utopischen Elemente des Bauhauses hinweisen und natürlich auf das Gründungsmanifest von Walter Gropius, allerdings ohne zu erwähnen, dass dieser 1919 am Bauhaus in Weimar das Lehren des Faches Baugeschichte abgelehnt hatte. Eine pädagogische Maßnahme, die bewirken sollte, dass sich Studenten und Bauhausschüler nicht sklavisch an tradierten Vorbildern der Geschichte orientieren sollten. Das ist nur zu verstehen, wenn man bedenkt, dass die letzte Blüte des Eklektizismus zu dieser Zeit noch keine 20 Jahre zurück lag und für manche Baumeister, in Berlin z.B. L. Hoffmann, weiterhin historische Vorbilder galten. Das neue Bauen, wie W. Gropius die zukünftige Architektur nannte, sollte jedoch eine eigene, neue Ästhetik entwickeln. Die Ästhetik sollte bevorzugt den Formen aus der Geometrie und den Funktionen des Bauwerks folgen. Gemeint war die Stereometrie von Rechkant, Kubus und Kugel, die allerdings, das hätte man Gropius entgegen halten können, bereits in der französischen Revolutionsarchitektur hoch im Kurs gestanden hatte. Dessen ungeachtet wurde im Artikel 70 der „Charta von Athen“, in der die Prinzipien des neuen Bauens in ihren städtebaulichen Vorstellungen 1929 niedergelegt wur-



Abb. 5: Lehrter Bahnhof am Spreebogen in Berlin als überregionales, multifunktionales Zentrum, Blick in die Halle; Entwurf: Gerkan & Marg, 1994.

den, von La Sarraz und Le Corbusier formuliert: „Die Verwendung von Stilen der Vergangenheit, unter dem Vorwand der Ästhetik, hat bei neuen Bauten, die in historischen Stadtgebieten entwickelt wurden, verheerende Folgen.“

Bekanntlich hat Gropius diese ablehnende Haltung gegenüber der Baugeschichte auch bei seinem Amtsantritt als Dekan der Architekturfakultät von Harvard 1938 durchgesetzt und ließ die Fakultät von allen Schriften zur historischen Baukunst leer räumen. Auch dort sollte klar gestellt werden, dass das Ziel des Unterrichts die Schaffung einer neuen Architektur sein sollte. War das nicht ein aus seiner Zeit heraus verständliches Missverständnis der Baugeschichte, bzw. das zu seiner Zeit übliche falsche Verständnis der Geschichte, das Helden und Vorbilder suchte, wogegen er protestierte?

Es wäre eine interessante Frage der Baugeschichte und Stadtbaugeschichte, welche Rolle die Abschaffung dieser Fächer bei der Formenentwicklung der Moderne und der klassisch-modernen Reduktion sowie den aufkommenden Planungen für Siedlungen und Stadterweiterungen gespielt hat. Für die Schaffung einer Architektur und Stadtplanung von Morgen sollte das Beispielhafte ohne Bedingungen entstehen. Gropius wollte dieses Beispielhafte für Morgen nicht wie Le Corbusier – der in „Vers une Architecture“ noch die Tempel der Antike (das Parthenon) wegen ihrer Proportionen zitiert hatte – rückwärts gewandt aus den Töpfen der Baugeschichte gewinnen. Die Bedingungen, aufgrund derer frühere Baumeister ihre Architektur und Stadtplanung aufbauten, sollten nicht länger gelten, weil sie den neuen Herausforderungen der Zeit nicht entsprechen konnten. Gropius forderte ein Bauen ohne bauhistorische Präzedenz. Es waren wie wir wissen, nicht die Forderungen der Zeit, sondern seine Forderungen an die Zeit und an eine neue Architektur und Stadtplanung.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach einer zeitgemäßen, einer angemessenen Bau- und Stadtbaugeschichte, ob sie gut und erzieherisch richtig wirkt,

wenn sie Raumempfinden mit Tempeln und Kathedralen erklären will, anstatt Proportionen, Maßstäbe und räumliches Erleben an ausgewählten Beispielen der Stadtbaugeschichte zu vermitteln. Es ist ebenso eine interessante Frage, ob die heute fortgeschrittene Computersimulation auf der Grundlage von Kenntnissen der höheren Mathematik menschheitsgeschichtlich ältere Erkenntnisse über Proportionen, Raumempfinden und das Wahrnehmen ersetzen und neue Bau- und Stadtformen hervorbringen kann.

Dass wir uns mit der Geschichte befassen sollten, steht außer Frage. Gebäude, Siedlungen und Städte gehören zu unserem Lebensraum, sie sind in unterschiedlichen Zeiten entstanden. Um sie in ihren Funktionen, Bedeutungszusammenhängen kennen zu lernen und um die ihnen zugrunde liegenden Planungen zu verstehen, betreiben wir Bau- und Stadtbaugeschichte. Um Modelle für die Zukunft entwickeln zu können ist es unerlässlich, die jüngere Geschichte zu verstehen und sich kritisch mit der Analyse von stadtgeschichtlichen und planungshistorischen Beispielen zu befassen. Die Wirkung von Julius Posener für die Bau- und Stadtbaugeschichte war groß und ist verglichen mit den noch sehr traditionellen Lehrangeboten an deutschen Universitäten immer noch erstaunlich fortschrittlich. Sein Lehrkonzept, historische Beispiele exemplarisch auszudeuten und kulturelle Querbezüge herzustellen, hat daher weiterhin eine große Aktualität. Ungewöhnlich lebendig bleibt seine Art, die Bau- und Stadtbaugeschichte in sozial- und kulturhistorischem Zusammenhang darzustellen. Unvergessen bleiben seine große Erzählkunst und sein Engagement, mit denen er seine Studenten für die Bau- und Stadtbaugeschichte begeistern konnte.

Joachim Schlör

Stadt-Bilder

Tagungsbericht von der Sektion „Urban Images and Representations during the 20th Century in Europe and beyond“, veranstaltet im Rahmen der VIIth International Conference of Urban History, Athen, 27. – 30. Oktober 2004

Die Rede von Bild und Wahrnehmung, von Repräsentation und Image ist in der Stadtforschung angekommen. Im März 2004 veranstalteten Vanessa Schwartz und Phil Ethington an der University of Southern California in Los Angeles eine Konferenz über „Urban Icons“, solche Elemente und Symbole des großstädtischen Lebens, in denen sich zugeschriebene oder selbst gewählte Identitäten der jeweiligen Städte zeichenhaft verdichten. Zu den Sprechern und Kommentatoren zählten Giuliana Bruno, Marshall Berman und Edward Soja. Aus den sehr unterschiedlichen Großstadt-Ikonen, die dort präsentiert wurden, vom Wolkenkratzer in Manhattan über die verschwundene Berliner Mauer und die „IconiCITY“ des antiken Rom bis zur Skyline von Schanghai soll bald ein „Atlas of Urban Icons“ zusammengestellt und im Internet zugänglich gemacht werden. Im Juni des gleichen Jahres organisierten Rolf Lindner und Lutz Musner am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften Wien eine Tagung über „Kulturelle Ökonomien und Ge-

schmackslandschaften“, wobei die Diskussion vor allem der Frage galt, wie solche Bilder und Repräsentationen – von den „feinen Unterschieden“ von Paris und die kulturelle Bricolage von Budapest bis zum „Neuen Moskau“ als „Antithese der Provinz“ – zu „gestaltprägenden Instanzen“ werden, „die das Konsumentenverhalten und die Touristenströme beeinflussen“.¹ Stadtbilder als kulturelles Kapital: Touristen erwarten, die Berliner Mauer zu sehen; der euphorische Abriss der frühen 1990er Jahre wird ansatzweise rückgängig gemacht, um dieses Bedürfnis – in einer Re-Konstruktion – zu erfüllen. Ethington und Schwartz sehen „a critical stage in the evolution of interdisciplinary scholarship on urban culture, visual culture, and the study of human spatiality across the human sciences“. Aus ihrer Sicht sind neben (oder vielmehr nach) Kunsthistorikern und Experten für Erinnerungskultur jetzt auch allgemeine Historiker aufgefordert, „to show how amorphous visual worlds have been connected or anchored to the material life“.²

1 Call for Papers vom IFK Wien; nähere Informationen unter www.ifk.ac.at.

2 Call for Papers vom Department of History, USC; nähere Informationen sollen über das Internet gegeben werden.

Soweit dem Rezensenten bekannt, gab es kaum Kontakte zwischen den Veranstaltern dieser beiden Tagungen und den Organisatoren einer Sektion über „Urban Images and Representations“ im Rahmen der 7. Internationalen Konferenz für Stadtgeschichte, die Ende Oktober 2004 in Athen stattfand; aber Sandra Schürmann (Museum der Arbeit, Hamburg) und Jochen Guckes (Humboldt-Universität zu Berlin) gestalteten ihre Sektion mit sehr ähnlichen Fragestellungen wie die Kollegen in Los Angeles und Wien. Auch sie bezogen sich in ihrer Einführung auf Texte von Kevin Lynch,³ Henri Lefèbvre⁴ und Andrew Lees⁵ und zogen die Linie der „research on urban images“ bis in die Gegenwart: Die Forschung befasst sich, wie Peter Borsay am Beispiel des britischen Bath,⁶ mit dem Stadtmarketing und der Förderung von Tourismus durch die Verbreitung von Stadtbildern, mit lokalen Festen und Jubiläen, aber auch mit Formen der Architektur und der Stadtplanung als Mitteln, die Stadtbilder formen. Im Rahmen des allgemeinen „spatial turn“ in den Kulturwissenschaften werden, etwa von Rolf Lindner, Formen der Herausbildung eines spezifischen urbanen *Habitus* untersucht oder Beziehungen zwischen den auf Städte bezogenen Fremd- und Selbstbildern und der Entstehung und Veränderung lokaler und regionaler Identitäten analysiert.⁷

Die erste Runde fasste die Beiträge von Heiner Krellig, Patrizia van Ulzen und Astrid Wonneberger zusammen. „Town Marketing“ hat Venedig (die einzige der Stadt der Welt, die „a bissele anders“ ist, wie die Tante Jolesch sagt) nicht nötig; Krellig sollte zeigen, wie die Stadt ein für den Tourismus geeignetes Bild von sich selbst entworfen hat und seither alles dafür tut, damit es sich nicht verändere. Anders ist es mit Rotterdam und Dublin: Sowohl die im Krieg fast vollständig zerstörte und danach modernistisch wieder aufgebaute holländische Hafen- und Arbeiterstadt wie die irische „Dirty Old Town“ kämpfen in diesen Zeiten des internationalen Städtewettbewerbs gegen überlieferte Negativbilder an. Und auch wenn Rotterdam in den letzten dreißig Jahren beeindruckende kulturelle Initiativen entwickelt hat, steht die Stadt gegenüber Amsterdam auf ebenso verlorenem Posten wie Dublin gegenüber London oder Edinburgh. So haben beide Städte in der letzten Zeit den Versuch unternommen, eher die negativen Zuschreibungen aufzunehmen und zu transformieren, als vergeblich Bilder zu entwerfen, denen sie doch nicht gerecht werden können. Während 1970 noch „cosy little cafés and nice little boutiques“ vor die modernen Gebäude gestellt und alles unternommen wurde, „to make Rotterdam look smaller“, stellt die

3 K. Lynch, *The Image of the City*, Boston 1960.

4 H. Lefèbvre, *La revolution urbaine*, Paris 1970; *ders.*, *La production de l'espace*, Paris 1974.

5 A. Lees, *Cities perceived. Urban Society in European and American Thought 1820-1940*, New York 1985.

6 P. Borsay, *The Image of Georgian Bath 1700-2000: Towns, Heritage, and History*, New York 2000.

7 Einzelne Beiträge der Sektion sollen im Heft 1/2005 der Informationen zur modernen Stadtgeschichte erscheinen.

Stadtwerbung heute die modernen Gebäude und ihre Architektur selbstbewusst in den Vordergrund und zeichnet die Atmosphäre der Stadt als „schnell, dynamisch, jung und hip“. Van Ulzen hat bei ihrer Recherche entdecken können, dass und wie diese Transformation einem „change of attitudes“ entspricht, den zuerst der Architekt Rem Koolhaas 1978 in die Stadt brachte – der riesige Hafen ist heute kein Gegenbild mehr zu dem der Stadtkultur, sondern in seiner Modernität und Internationalität ihr zentraler Bestandteil. Auf ähnliche Weise hat auch Dublin sein Image verändert. Am Anfang stand, wie in vielen Hafenstädten, der Verlust des Hafens und der mit ihm verbundenen Infrastruktur von Orten kommerzieller Aktivität und internationaler Begegnung. Mit dem Beginn der Transformation um 1980 standen die Planer vor dem Problem der Integration vorhandener Images in ihre neuen Vorhaben: Auf der einen Seite steht Georgian Dublin mit seinen prominenten Häusern und Plätzen, auf der anderen Seite steht das Image der Arbeiterstadt, der traditionellen Pubs – eben die „Dirty Old Town“, die das Selbstbild vieler Bewohner positiv prägt. Aus beiden Bildern ein drittes, eine „World-Class City“ zu konstruieren, ist ein konfliktreiches Unternehmen, der Abriss alter Hafenanlagen zerstört nicht allein Gebäude, sondern auch „urban images“.

Die zweite Runde fasste solche Stadtbilder zusammen, die für „all kinds of intended politics of identity“ von Bedeutung sind – wobei die Zusammenstellung etwas willkürlich geriet. In ihrem sehr beeindruckenden Bericht über Ankara

zeigte Zeynep Kezer den Zusammenhang von einer Politik der Herstellung (neuer) nationaler Identität in der Türkei und der Rolle, die dabei der „neuen“ Hauptstadt zugewiesen wurde. Nach dem desaströsen Ende des Ersten Weltkrieges und dem Untergang des Osmanischen Reiches wandten sich die „neuen“ Nationalisten der Republik nicht „zurück“ nach Istanbul, sondern „vorwärts“ in eine imaginierte moderne Stadt Ankara – die aber selbst erst modern und zukunftsgerichtet werden musste: rapides Wachstum, neue Architektur und „moderne“ Bewohner sollten sie prägen; das alte Ankara mit seiner Zitadelle und den sie umgebenden eng bewohnten Vierteln musste dafür aus der Bildproduktion ausgeblendet werden – wie Keyzer zusammenfasst: „Out of sight, out of mind.“ Kann die Historiographie, so ihre Abschlussfrage, das unsichtbar gemachte Ankara wieder sichtbar machen? Eine der wichtigsten Institutionen, bedrohte Relikte der Vergangenheit wieder in ihr Recht zu setzen, ist die UNESCO-Vereinbarung über das Weltkulturerbe. Dieser Status wurde der finnischen Stadt Rauma 1991 zuerkannt, und damit erfüllte sich der Traum der finnischen national-romantischen Bewegung, die in der kleinen Stadt mit ihrem mittelalterlichen Straßenmuster schon lange als Denkmal galt. Wie an vielen anderen Orten auch, muss das „historische“ Rauma rekonstruiert werden, Fragen der Authentizität stellen sich spätestens dann, dies zeigte der Beitrag von Tanja Vahtikari, wenn die „tourist-historic city“ traditionelle kommerzielle (aber vielleicht nicht „schöne“) Aktivitäten verdrängt. Alexander Sheyrev stellte in

seinem Beitrag die traditionelle und bis heute anhaltende Dichotomie der beiden russischen Metropolen Moskau und St. Petersburg (Petrograd, Leningrad, Peter(s)burg) vor, allerdings nur für die Zeit zwischen 1900 und 1930. Das vorrevolutionäre Moskau war die Stadt von Tradition und Orthodoxie, während St. Petersburg für die Öffnung zum Westen und zur neuen Zeit stand; nach 1918 sollte Moskau zur Hauptstadt der sozialistischen Welt werden, und Leningrad wurde, samt seiner Schönheiten, in die Vergangenheit geworfen. Diese Veränderung drückte sich in den alten und neuen Monumenten ebenso aus wie in der Veränderung von Namen für Straßen und Plätze – nur durch eine Veränderung seiner Toponymie konnte Petersburg wenigstens äußerlich zu Leningrad werden. Hier wäre es besonders interessant gewesen, die Untersuchung über die Zeit nach Weltkrieg und Blockade und vor allem bis in die Gegenwart fortzuführen.

Ursprünglich sollte eine dritte Gruppe Fragen der Architektur und Stadtplanung behandeln; durch den Wegfall eines Referats über den Barrio Chines von Barcelona blieben zwei Vorträge übrig, die sehr unterschiedlichen Orten und Themen galten: Simon Elate Som zeigte vor allem am Beispiel der kamerunischen Hauptstadt Douala, dass und auf welche Weise der Einfluss europäisch-kolonialer Präsenz auf die Entwicklung großer Städte und ihrer Bevölkerungen in Afrika, vor allem südlich der Sahara, bis heute spürbar ist. Die Kolonialmächte behandelten die Städte sehr unterschiedlich, was generalisierende Darstellungen unmöglich macht. In Douala errichtete die

deutsche Kolonialmacht ein innerstädtisches „Schutzgebiet“ und vertrieb die Bewohner aus einem Viertel der Stadt. Nach 1916 änderte die französische Verwaltung wenig an dieser Trennung zwischen der europäischen Neustadt und den Wohngebieten der afrikanischen Bevölkerung. Heute bildet sich die räumliche und „rassische“ Segregation neu als soziale Segregation ab. Nun wollte es der Konferenzplan, dass im Anschluss an diesen afrikanischen Beitrag ein Referat über die Situation in den neuen Bundesländern der Bundesrepublik Deutschland folgte, aber der Rezensent verzichtet lieber sowohl auf die Versuchung der Analogie wie auf ihre Zurückweisung. Katrin Großmann sprach über das Phänomen der Ideologisierung von Stadtpolitik am Beispiel der Plattenbau-Standorte in Ostdeutschland, am Beispiel einer Fallstudie zur Entwicklung in Chemnitz und auf Grund von Medienberichten zum Thema. Das „Unternehmen Abriss Ost“, so ein reißerischer Titel in der Wochenzeitung „Die Zeit“, wurde in den Medien mit Bildern von Leerstand, Verfall und Abwanderung gezeichnet, die „Großwohnsiedlungen“ werden in den „westlichen“ Medien zum „Müll der Geschichte“ erklärt. Großmann hält der aktuell gültigen Leitbildfunktion einer „Stadt im Wettbewerb“ ihr positives Bild der „Stadt als Lebenswelt“ entgegen – die Lebenswelt der Großwohnsiedlungen wird „im Zuge des Systemwechsels“ diffamiert, während die innerstädtische Gründerzeitbausubstanz renoviert und aufgewertet wird. Solche Zuschreibungen werden von Großmann mit Detlef Ipsen als „Raumbilder“ charakterisiert, als „Ablagerun-

gen und Transformationen kollektiver Erfahrungen, Deutungen und Bewältigungsmuster“.⁸ So wird das „alte Raumbild sozialistischer Moderne“ derzeit umgewertet. Man hätte sich gewünscht, dass der abschließende Beitrag von Anthony McElligott hier einen theoretischen und methodischen Rahmen anbieten würde, um diese ideologische Ideologiekritik wieder etwas zu relativieren. Immerhin war sein Referat – im Rahmen einer Sektion über „Bilder“ – der einzige Beitrag, der ein Medium, nämlich den Film, als zentrale Quelle benutzte. Aber der Beitrag blieb zu kurz und tentativ: Stadtbilder werden produziert und reproduziert. Sie werden in gebaute Strukturen übersetzt, aber auch in solche der Imagination (etwa in Fritz Langs Film „Metropolis“, der 1926, so McElligott, bereits die dunkle Megalopolis, das Los Angeles aus dem Jahr 2019 in Ridley Scotts „Bladerunner“ vorwegnahm). In diesen Prozessen veräußern sich Macht-konstellationen: als Stadt-Bilder. Aktuelle und fiktionale Stadt-Bilder antworten auf ihre Vorgänger und unterscheiden sich deshalb weniger von ihnen, als es scheinen mag.

Kommentiert wurden die Beiträge von Dieter Schott (Darmstadt), der in einer engen Anknüpfung an die Einleitung der beiden Sektionsleiter bei allen Themen eine Rückbindung an die Akteu-

re und deren jeweilige Interessen einforderte. Auf diese Weise sollten städtische Bilder (auch) als Repräsentationen „herrschender“ (oder auch konvergierender) Ordnungsvorstellungen gelesen werden können, so das Anliegen der Historiker. Allerdings haben Bilder nun einmal eine Tendenz zur Verselbständigung, und dann werden sie für den Kulturwissenschaftler interessant; zwischen der rekonstruierten „Authentizität“ im finnischen Weltkulturerbe Rauma und der „virtual city“ im Science-Fiction-Film klafft eine beträchtliche Lücke, die im theoretischen und methodischen Zugriff aus der Sicht des Rezensenten weder mit lebensweltlichen Konzepten noch mit den allzuweit auseinanderstrebenden Fragen nach räumlich determinierter Identität zu schließen ist. Gut zu wissen, dass sich die historische Forschung der Thematik von urbanen Images und Repräsentationen anzunehmen beginnt; sie müsste vielleicht noch einige Scheu vor ungewöhnlichen, übergreifenden, interdisziplinär angeregten Fragestellungen verlieren, wie sie im Wiener Konzept der „Geschmackslandschaften“ mit ihrem Schwerpunkt auf kultureller Ökonomie oder in den „Urban Icons“ aus Los Angeles und ihrem Schwerpunkt auf medialen Inszenierungen zum Ausdruck kamen.

8 D. Ipsen, Das Schöne und das Häßliche in der Stadt. Zur Ästhetik der Agglomeration, in: Die alte Stadt 1/1993, S. 28.

AUTOREN

HARALD BODENSCHATZ (1946), Stadtsoziologe und Stadtplaner, ist seit 1995 Professor für Planungs- und Architektursoziologie an der TU Berlin. Planerische Praxis in der Stadterneuerung. Längere Lehr- und Forschungsaufenthalte in Italien, Brasilien, USA und Peru. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Stadterneuerung, Stadtbaugeschichte und Architektursoziologie.

MATTHIAS HARDINGHAUS (1972), Architekt und Stadtplaner, ist derzeit als Senior Lecturer in Urban Design an der Faculty of Science and Technology (APU) London/Chelmsford (UK) tätig; Promotion 2004 mit der Studie „Zur amerikanischen Entwicklung der Stadt. Ein Beitrag zur Kulturgeneese des City-Suburb-Phänomens unter besonderer Berücksichtigung protestantisch-calvinistischer Leitbilder“.

MIRON MISLIN ist Professor am Institut für Baugeschichte, Architekturtheorie und Denkmalpflege der TU Berlin. Er studierte Architektur, Stadtplanung, Geschichte und Technik an der FU Berlin und der Universität Stuttgart. Tätigkeiten als Architekt sowie Lehre in Bau-Architektur- und Stadtbaugeschichte seit 1979/80 in Braunschweig, Pisa, Haifa,

Bukarest und in USA. Die Ausstellung „Emergence of the Berlins Industrial Architecture 1850-1910“ wurde in Berlin, Wien, Rom, Madrid und zuletzt 2004 an der Columbia University in New York gezeigt

JOACHIM SCHLÖR (1960) ist Privatdozent für Kulturwissenschaft an der Universität Potsdam. Studium der Empirischen Kulturwissenschaft und Politikwissenschaft in Tübingen. Nach Promotion 1990 Gastdozent u.a. am University College London, Dept. for Hebrew and Jewish Studies und Fellow am Institut für deutsche Geschichte, Universität Tel-Aviv. Wissenschaftlicher Mitarbeiter 1994 – 1999 am Moses Mendelssohn Zentrum.

HERBERT SCHUBERT ist Professor für Soziologie und Sozialmanagement an der Fachhochschule Köln und Geschäftsführer des Instituts für angewandtes Management und Organisation in der sozialen Arbeit (IMOS). Er studierte Sozialwissenschaften und Pädagogik an der Ruhr-Universität Bochum und war am Institut für Entwicklungsplanung und Struktur-forschung GmbH an der Universität Hannover als Leiter der Forschungsabteilung „Wohnung, Siedlung, Umwelt“ tätig.

BESPRECHUNGEN

MARK ESCHERICH / CHRISTIAN MISCH / RAINER MÜLLER (Hrsg.) *Erfurt im Mittelalter. Neue Beiträge aus Archäologie, Bauforschung und Kunstgeschichte*, Berlin: Lukas-Verlag 2003 (Erfurter Studien zur Kunst- und Baugeschichte 1), zahl. Abb., 312 S., Euro 25,-. FRANK MATTHIAS KAMMEL, *Kunst in Erfurt 1300-1360. Studien zu Skulptur und Tafelmalerei*, Berlin: Lukas-Verlag 2000, zahlr. Abb., 409 S., Euro 50,-. RAINER MÜLLER, *Mittelalterliche Dorfkirchen in Thüringen dargestellt anhand des Gebietes des ehemaligen Archidiakonates St. Marien zu Erfurt*, Erfurt: Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege 2001 (Arbeitsheft des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege N. F. 2), zahlr. Abb., 198 S., CD-Rom, Euro 29,-.

Überblickt man die Forschungen zur Erfurter Geschichte der letzten Jahre, fällt zweierlei auf: einmal die Konzentration auf das Mittelalter und, abgeschwächt, auf die Neuzeit, zum andern das Engagement jüngerer, moderne Fragen des Faches aufgreifender und interdisziplinär arbeitender Wissenschaftler. Besondere Beachtung verdienen ihre Erkenntnisse in der Kunstgeschichte und in der historischen Bauforschung. Letztere erhielt durch die forcierte innerstädtische Bautätigkeit in den 1990er Jahren einen kräftigen Impuls. Dem Rechnung tragend, haben der Bauhistoriker Escherich und die Kunsthistoriker Misch und Müller die „Erfurter Studien zur Kunst- und Baugeschichte“ ins Leben gerufen, deren erster Band hier anzuzeigen ist. Anliegen der „Studien“ ist es, „unmittelbar an den Kunst- und Baubjekten“ gewonnene Ergebnisse vorzustellen und zwar für den ganzen Thüringer Raum. Der erste Band widmet sich aber Erfurt.

Detlef Wulf untersucht die sich wandelnde „Nutzungsgeschichte eines städtischen Randgebietes“ vom hohen Mittelalter bis in die Neuzeit und weist nach, dass das Areal nahe der Stadtmauer wegen der anfangs schwachen Besiedlung und der natürlichen Windverhältnisse der bevorzugte Arbeitsplatz des mit Feuer umgehenden Glas verarbeitenden Handwerks war. Elmar Altwasser gelingt die „Erschließung einer Mauer als bauhistorische Quelle“, indem er aus der Analyse der Hauswand die ursprüngliche Gestalt eines dreigeschossigen Hauses aus der Zeit um 1150 und dessen spätere Umbauten rekonstruiert und dabei betont, dass dieses Gebäude nur eines aus einer ganzen Gruppe gleichzeitiger steinerner Großbauten ist. Christian Misch behandelt in methodisch ansprechender Verknüpfung von bauhistorischen und archivalischen Quellen die „Häuser ‚Zur Engelsburg‘ und ‚Zum Schwarzen Roß‘“ und kann feststellen, dass das bekannte, mit dem Wirken des Humanisten Eobanus Hessus verbundene Gebäude „Zur Engelsburg“ Anfang der 1950er Jahre wegen Baufälligkeit abgerissen wurde und das heute noch stehende, in den ältesten Teilen aus romanischer Zeit stammende Haus „Zum Schwarzen Roß“ fälschlich als „Engelsburg“ bezeichnet wird. Paul Zalewski befasst sich in vergleichender Absicht mit den „spätmittelalterlichen Stockwerkfassaden in Erfurt“ und bestätigt, auf Thüringen bezogen, den Befund einer Übergangszone zweier Fachwerklandschaften. Der in bau-, geistes- und kulturgeschichtlicher Hinsicht herausragenden Predigerkirche sind die drei Beiträge von Thomas Stemmler und Nils Metzler, Sven Raecke sowie Thomas Nitz gewidmet. Während Stemmler und Metzler über die „Untersuchung und Behandlung der Werksteinfassaden“ berichten und Raecke das „Hauptportal der Erfurter Predigerkirche“ im direkten, die privilegierte Position der Dominikaner betonenden Baubezug zum Portal der Stiftskirche St. Marien darstellt, gibt Nitz einen

baugeschichtlich und denkmalpflegerisch orientierten Überblick über das „Erfurter Predigerkloster vom 13. bis zum 20. Jahrhundert“, der durch die neuen Erkenntnisse ebenso besticht wie durch den kenntnisreichen Umgang mit den unterschiedlichen Quellen. Rainer Müller erörtert das Bildprogramm am „Chorgestühl im Dom zu Erfurt“, ohne es indes, wie andere vor ihm, in allen Einzelheiten schlüssig deuten zu können. Kristin Böse betrachtet den nach 1460 entstandenen „Magdalententeppich aus dem Erfurter Ursulinenkloster“ als ein Bildzeugnis der Klosterreform, der sich die Magdalenerinnen unterzogen. Karl-Heinz Meißner versucht mit dem Begriffspaar „Bewahrung und Veränderung“ die Konsequenzen der Reformation für die evangelischen Kirchen aufzuzeigen. Mark Escherich spürt dem Umgang mit „mittelalterlichen Sakralbauten im Erfurt der NS-Zeit“ nach und stellt die kulturpolitischen Hintergründe heraus. Udo Hopf beleuchtet mit der Baugeschichte von „Großvargula“ eine der strategisch wichtigen Burgen im Erfurter Landgebiet. Alle Beiträge des Bandes sind sorgfältig erarbeitet und mit erläuternden Abbildungen und Karten versehen. Sie bieten den derzeitigen Forschungsstand und führen vielfach weit über ihn hinaus.

Das Buch von Frank Matthias Kammel, die Druckfassung einer 1998 verteidigten Berliner Dissertation, thematisiert „Kunst in Erfurt“ in den ersten zwei Dritteln des 14. Jahrhunderts. Es widmet sich den Werken der Skulptur und der Tafelmalerei, soweit sie überliefert sind. Genau dies, dass nur ein Teil der einst vorhandenen Werke erhalten ist, schwächt die Kraft eines jeden Urteils. Kammel ist sich dessen bewusst. Er berücksichtigt die Forschungsgeschichte der von ihm behandelten Werke, unternimmt subtile Stilvergleiche, fragt nach Bildprogramm und Bildbotschaft, nach den Auftraggebern und deren Motiven und forscht nach zeitgeschichtlichen Zusammenhängen. Am überzeugendsten gelingt ihm das in seinen Aus-

führungen zur Tumba der Heiligen Adolaris und Eobanus im Dom und zum Kalvariengretabel in der Predigerkirche. Durchgängig lässt sich Kammel von der schon lange kontrovers diskutierten Frage leiten, ob mit Fug und Recht von „Erfurter Kunst“ gesprochen werden könne oder nicht. Oder anders gefragt: Weisen die am Ort geschaffenen Werke eine ganz eigene Note auf, die dem Wirken lokaler Künstler zu verdanken ist? Wie er die Frage beantwortet, verrät bereits der Titel des Buches, der eben nicht lautet: „Erfurter Kunst“. Im Resümee begründet Kammel: Gewiss habe es zahlreiche, auf hohem Niveau arbeitende Werkstätten in der Stadt gegeben, aber großen Aufträgen, wie etwa dem Chorgestühl in der Stiftskirche St. Marien, seien sie wohl nicht gewachsen gewesen; stets habe man dann namhafte Künstler, die das moderne Form- und Bildrepertoire beherrschten, von auswärts gerufen, im Falle des Chorgestühls ein Meister vom Mittelrhein und aus Norddeutschland. Das lehre der Stilvergleich. Und mehr lasse sich nicht sagen. Nach den Gründen, die das Phänomen „Erfurter Kunst“ nicht wachsen ließen, fragt Kammel leider nicht. Immerhin war die Stadt, wiewohl de jure dem Mainzer Erzbischof unterstehend, de facto autonom; sie war ein Wirtschafts- und Handelszentrum von überregionalem Rang und eine der am meisten besuchten Schulstädte im Reich, aus dessen studium generale 1392 die ältere Universität hervorgehen sollte. In die weit gespannten Verbindungen, die die mittelalterliche Großstadt unterhielt, waren auch Künstler und Werkstätten einbezogen, und dies, möchte man meinen, müsste der Ausprägung einer eigenständigen künstlerischen Tradition doch förderlich gewesen sein. Vielleicht war es auch so, und wir wissen es nicht, weil eben nur ein sehr kleiner Teil des einst Geschaffenen erhalten blieb. – Auf zwei Irrtümer des bemerkenswerten Buches sei aufmerksam gemacht: Die Stifter St. Marien und Zum heiligen Brunnen waren keine Augustiner-

chorherrenstifter (S. 16 und 113), und statt des Augustinereremitenklosters war das Augustinerchorherrenstift (sog. Reglerstift) an der Erfurter Schulordnung beteiligt (S. 17).

Das Buch von Rainer Müller, ebenfalls die Druckfassung einer Dissertation, widmet sich den mittelalterlichen Dorfkirchen des thüringischen Archidiakonates St. Marien, dessen Verwaltung in Erfurt saß und dessen Größe manchem Bistum gleichkam oder es gar übertraf. Es handelt sich um mehr als vierhundert Bauwerke, die in einem umfangreichen, dem Buch als compact disc beiliegenden Katalog erfasst werden. Die Auswertung des Katalogs verbindet formanalytische und bauhistorische Gesichtspunkte mit einer Einbettung der Ergebnisse in die kirchlichen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Dank dieses methodischen Vorgehens bringt die Arbeit nicht nur dem Kunsthistoriker großen Gewinn. Für den Stadthistoriker ist besonders erhellend, dass Müller die vielfältigen, intensiven Stadt-Land-Beziehungen, die es im Mittelalter gab, auch in Bau und Ausstattung der Dorfkirchen nachweisen kann. Er spricht von einer produktiven Rezeption, die er als „Pendelbewegung zwischen Adaption und Autonomie“ charakterisiert (S. 150). Im einzelnen belegt er den architektonischen Einfluss der Bettelorden gerade in den Dörfern, die zu Termineien der Erfurter Dominikaner und Augustinereremiten gehörten oder den obrigkeitlichen Einfluss des Erfurter Rates auf Bau und Umbau von Kirchtürmen mit Wehrcharakter zum Schutz des städtischen Landgebietes. Deutlich wird aber auch die Rolle der Gemeinde. Nicht selten diente sie den Werkmeister, unter dessen Leitung sie den Bau letztendlich selbst vollführte. Das stärkte ihr Eigenbewusstsein, dessen architektonischer Ausdruck die Kirche war. Gleichwohl gelangte die Gemeinde, über die Kirchenfabrik hinaus, kaum zu weitergehender Mitsprache. Nur in wenigen Fällen erhielt sie das Patronat über Vikarien und Kommenden. Gedank-

liche Verknüpfungen wie diese zeigen, wie weit Müller das Thema seines Buches auschreitet; überzeugend analysiert er die in reicher Fülle vorgestellten Befunde, deren Aussagekraft er mit mehreren sorgfältig erarbeiteten Karten und mit mehr als zweihundert Bildern unterstreicht.

Ulman Weiß, Erfurt

RUDOLF BENL (*Red.*), *Erfurt. Ein spätmittelalterliches Wissenschaftszentrum, eine Ausstellung des Stadtarchivs Erfurt in der Zeit vom 8. Juli bis zum 19. August 2001 im Kulturhof zum Guldernen Krönbacken, Katalog zur Ausstellung hrsg. von der Landeshauptstadt Erfurt, Erfurt: Stadtarchiv 2001, zahlr. Abb., 121 S., Euro 5,-.*

RUDOLF BENL (*Bearb.*), *250 Jahre Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Ein eigenartiges Stück deutschen Geisteslebens, eine Ausstellung des Stadtarchivs Erfurt in der Zeit vom 15. Mai bis zum 27. Juni 2004 im Kulturhof zum Guldernen Krönbacken, Katalog zur Ausstellung hrsg. von der Landeshauptstadt Erfurt, Erfurt: Stadtarchiv 2004, zahlr. Abb., 157 S. Euro 5,-.*

Das Erfurter Stadtarchiv lässt es zu einer guten Gewohnheit werden, Jahrestage, die Bezüge zur Stadtgeschichte bieten, mit einer eigenen Ausstellung zu begleiten. Im Sommer 1996 war es das Gedenken an Martin Luthers 450. Todestag, im Sommer 2001 seine Intitulation an der älteren Erfurter Universität und im Sommer 2004 die Gründung der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften vor 250 Jahren. Die von Rudolf Benl und Walter Blaha sehr sorgfältig erarbeiteten Kataloge sind über die Zeit der Ausstellung hinaus deren dauerhafte Dokumente.

Während 1996 die Ausstellung auf „Erfurt zur Zeit Luthers“ ausgerichtet war, wurde fünf Jahre später die Stadt als „ein spätmittelalterliches Wissenschaftszentrum“ präsentiert. Lange vor Gründung der Universität herrschte bereits ein reges „Schulleben in Erfurt“, auf das im ersten Kapitel aufmerksam gemacht wird. Die anderen Kapitel thematisieren „Gründung und Anfangsjahre“ der Universität, ihre „Struktur und Verwaltungsorgane“, ihre „Statuten und Insignien“, ihren „Lehrbetrieb“, ihre Baulichkeiten sowie „Spätscholastik, Humanismus und Reformation“. Der Katalog spiegelt den Stand der Forschung, deren neue, sozialgeschichtlich orientierte Ansätze allerdings ausgespart sind. So erfährt man nichts über die Kosten eines Studiums oder über das Einzugsgebiet und die Frequenz, die den Rang der Universität innerhalb der spätmittelalterlichen Universitätslandschaft verdeutlichen. Manche Aussage möchte man auch mit einem Fragezeichen versehen: Sicher war es nicht so, dass die Bibel, wie Luther sagte, unter der Bank lag, aber dass die Schriftauslegung vor der Reformation „im Mittelpunkt der theologischen Bemühungen“ stand (S. 70), wird man wohl nicht behaupten können.

Ideengeschichtlich ist auch die Akademie-Ausstellung konzipiert. Der Katalog vermittelt im ersten Kapitel eine Vorstellung von den „Erfurter Bildungseinrichtungen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, widmet sich dann der „Gründung der Akademie nützlicher Wissenschaften“ im Jahre 1754 und beschreibt sodann in einzelnen Kapiteln ihr weiteres Wohl und Wehe unter dem Einfluss der politischen Zeitverhältnisse: die „Wiederbelebung und erste Blütezeit“ im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, die Neustrukturierung als „Königlich Preußische Akademie gemeinnütziger Wissenschaften“ seit 1802, das „Vordringen der Geisteswissenschaften“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Provinzialisierung im „Zeichen des Heimatgedankens“ in der ersten Hälfte des 20.

Jahrhunderts und schließlich das „Weiterleben des Akademiegedankens“ nach 1945 und den „Wiederbeginn“ im Jahre 1990. Zwischengeschaltet ist ein Kapitel über die „Struktur der Akademie“. Aus genauer Kenntnis der Quellen konnten auch für diese Ausstellung nicht wenige wertvolle Leihgaben zusammengetragen werden. Doch den Grundstock bildete das Archiv der Akademie, das seit einigen Jahren im Stadtarchiv verwahrt wird. Ein Irrtum im Katalog sei angemerkt: Nicht Johann Fischart, sondern Sebastian Brant ist der Verfasser des „Narrenschiff“ (S. 139).

Ulman Weiß, Erfurt

PETER BLICKLE / ANDREAS SCHMAUDER (Hrsg.), *Die Mediatisierung der ober-schwäbischen Reichsstädte im europäischen Kontext*, Epfendorf: bibliotheca academia Verlag GmbH 2003 (Oberschwaben – Geschichte und Kultur 11), 304 S., 39.– Euro. RAINER REDIES / ANDRÉ WAIS (Hrsg.), *Reichsstädte im deutschen Südwesten. Mit einer Einführung von Peter Hilsch, Leinfelden-Echterdingen*: DRW-Verlag 2004, 264 S., 410 Abb., 46,80 Euro.

Dass das 200jährige Jubiläum des Reichsdeputationshauptschlusses und damit der Mediatisierung zahlloser Reichsstädte und -klöster eine Flut von Publikationen hervorgebracht habe, aus der die eine oder andere aus diesem oder jenen Grund hervorstechte, droht zum Topos der Rezensionen zu werden. Der anzuzeigende Sammelband – hervorgegangen aus einer Tagung in Kooperation der Stadt Ravensburg (vertreten durch ihr Stadtarchiv) und der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V. – ist dieser Flut zuzurechnen, ohne jedoch in ihr unterzugehen. Er vereinigt 17 solide erarbeitete

Beiträge ausgewiesener Kenner ihrer jeweiligen Materie, die meist intensiv aus den Archivalien schöpfen. Es würde zu weit führen, auf jeden einzelnen einzugehen. Auszumachen sind einige Gruppen, nämlich zwei übergreifende bzw. einführende Aufsätze von Bernd Roeck und Klaus-Peter Schroeder zu den kulturellen bzw. rechtlich-politischen Rahmenbedingungen der Mediatisierung, sodann sechs Beiträge zur Mediatisierung einzelner oberschwäbischer Reichsstädte (bzw. im Falle Rottweils zu den Folgen der Mediatisierung für das Landgebiet einer Reichsstadt), anschließend als Vergleichsmöglichkeit ein Blick auf die vorderösterreichischen Städte Waldsee und Ehingen, die nicht mediatisiert, sondern Württemberg übergeben wurden. Es folgt die im Titel des Bandes angekündigte europäische Perspektive mit Beiträgen über die Städte der Schweiz, der Niederlande, Tirols, Vorarlbergs und Frankreichs. Der Band schließt mit einem kurzen Beitrag aus der Feder Peter Blickles, in dem er mit guten Argumenten darlegt, dass Rousseau anscheinend die spätmittelalterliche-frühneuzeitliche städtische Schwurgemeinschaft vor Augen hatte, als er seinen „Contrat social“ entwarf, mithin also die sich darauf berufende moderne demokratische Staatlichkeit eine mittelalterliche Wurzel habe. Die einzelnen Beiträge sind jeweils für sich meist mit Gewinn zu lesen. Fast durchweg wird aufgeräumt mit Stereotypen und Vorurteilen zugunsten einer differenzierten Gewichtung zwischen Modernisierung, Stillstand, Gewinnern und Verlierern. Doch bei ihrer Zusammenstellungen scheinen sich die Herausgeber nicht ganz klar darüber gewesen zu sein, was denn das verbindende Erkenntnisinteresse des Bandes sein soll: Stadtgeschichtsforschung im europäischen Querschnitt oder die Erforschung der Mediatisierung oberschwäbischer Reichsstädte. Zwar wird hier wie dort um 1800 eine Tendenz zur Munizipalisierung von Städten deutlich, d.h. ihre Einbindung in eine moderne

territoriale Staatlichkeit unter Zurückdrängung von lokalen Sonderrechten und Freiheiten. Die Umstände und die Vorgeschichten dieses Prozesses unterschieden sich jedoch mehr oder minder deutlich. Insofern hätte mehr Konzentration auf den oberschwäbischen Raum gut getan. Überdies hätte ein Vergleich mit parallelen Entwicklungen in Baden, Bayern und Württemberg nahe gelegen, wenn man die Munizipalisierung nach der Mediatisierung von Reichsstädten beurteilen will, während französische und niederländische Vergleichsobjekte relativ fern liegen. Wenn es aber um eine europäische Entwicklung geht, so wäre der Anteil der oberschwäbischen Fallbeispiele zu reduzieren. Was überdies fast völlig fehlt, ist eine Betrachtung des Reiches bzw. des Reichskreises, in deren Rahmen sich die geschilderten Vorgänge zunächst abspielten, als ob die Reichsstädte bis 1802/03 gleichsam im luftleeren Raum geschwebt hätten, um erst dann in einen größeren Verbund eingefügt zu werden. Die Herausgeber regen in ihrem Vorwort an, statt des Begriffes „Mediatisierung“ künftig den Vorgang bei Städten „Munizipalisierung“, bei geistlichen Einrichtungen „Säkularisierung“ und nur im Falle des Adels „Mediatisierung“ zu nennen. Auf der Tagung wurde dieses Konzept anscheinend ausführlich diskutiert, jedoch nicht mit dem Ergebnis, es ohne weitere Debatte übernehmen zu können. Hier steckt aber das Potential des Bandes, aus der Flut der Mediatisierungsliteratur heraus zu stechen: in einem Anstoß zum Wandel der Terminologie. Jedoch scheint mir das Konzept tatsächlich nicht ausreichend durchdacht zu sein. Zum einen ist Mediatisierung keine ausschließliche Erscheinung der Endzeit des Alten Reiches, sondern sie gehörte real oder auch nur als Gefahr zu seiner ganzen Geschichte, ohne dass sie notgedrungen mit einer Munizipalisierung im Sinne der Prozesse nach 1800 verbunden war. Das gilt auch für geistliche Einrichtungen, die mediatisiert werden konn-

ten, aber z.B. als landsässiges Kloster nicht unbedingt säkularisiert werden mussten. Mediatisierung und Munizipalisierung sind also zwei unterschiedliche Dinge, nämlich zum einen der Verlust der Qualität als Reichs- und Kreisstand, und zum anderen die dann folgende Einbindung in einen Staatsverband. 1802/03 und in den Folgejahren gingen beide Entwicklungen Hand in Hand, jedoch handelt es sich insbesondere unter der Berücksichtigung der langen Vorgeschichte noch immer um zwei unterschiedliche Dinge, die man auch terminologisch auseinander halten sollte (so auch die Argumentation im Beitrag von Thomas Maissen, S. 218). Dem Vorschlag, den einheitlichen Begriff „Mediatisierung“ zugunsten einer Dreiteilung aufzugeben, sollte daher nicht gefolgt werden, obgleich die Diskussion über diese Frage anregend ist. Munizipalisierung ist und bleibt ein Begriff aus der Stadtgeschichts- und Staatsbildungsforschung, der dort seine Berechtigung hat und nicht über ein Phänomen und Problem der Reichsgeschichte gestülpt werden sollte, nur weil die Mediatisierung eben auch Städte traf.

Der zweite anzuzeigende Band wendet sich an ein breites Publikum. Er behandelt offensichtlich ebenfalls anlässlich des Jubiläums Geschichte und Gegenwart von 36 südwestdeutschen ehemaligen Reichsstädten in alphabetischer Folge von Aalen bis Zell am Harmesbach und belegt damit eindrücklich die hohe Dichte der Reichsstädte-landschaft in dieser Region. Dabei ist allerdings nicht zu übersehen, dass die Erlangung und Behauptung der Qualität als Reichsstadt sehr viel mehr mit politischen Wechselfällen als mit klar definierbaren Faktoren wie Wirtschaftskraft, Bevölkerungszahl oder geographischer Lage zu tun hatte. Nicht selten spielte der Zufall eine große Rolle, der es einer Stadt erlaubte, sich gegen die territorialen Gelüste ihrer fürstlichen Nachbarn zu behaupten, während eine andere z.B. der Pfandschaft anheim fiel und so mediatisiert wurde. Entstehung und Geschichte des Instituts

der Reichsstadt im Rahmen der spätmittelalterlichen Reichs- und südwestdeutschen Landesgeschichte schildert Peter Hilsch in einer für den Laien in groben Zügen eingängig, aber auf dem Stand der Forschung verfassten Einleitung. Sie spannt den Bogen von der Steuerliste Konrads IV. aus dem Jahr 1241, die als Beginn der Reichsstadtentwicklung im engeren Sinne angesehen werden kann, über die Städtebünde des Spätmittelalters, die Reformation bis hin zu den Krisen der Frühen Neuzeit und zum Ende der politisch unabhängigen Existenz in der Napoleonischen Zeit, wobei das 17. und 18. Jahrhundert vom Umfang her nur noch vergleichsweise kursorisch als Zeit des Niedergangs behandelt werden. An dieser Stelle scheinen noch am ehesten die Verdikte der älteren Historiographie durch, die im Gefolge der Kritik der Aufklärung und der Entstehung des Nationalstaates in selbständigen Städten keinen Sinn mehr zu erblicken vermochte. Indes wird man kaum bestreiten können, dass faktisch ein Rückgang der Wirtschaftskraft und des politischen Einflusses in diesen Jahrhunderten stattfand, so dass insbesondere im Kontext eines Buches, das sich an eine breite Öffentlichkeit richtet, auf eine allzu differenzierte Darstellung der Spätzeit zugunsten einer Hervorhebung der landläufig großen Zeit der Reichsstädte und ihrer als traditionswürdig begriffenen Elemente verzichtet werden kann. In diesem Zusammenhang mag es auch angehen, die Bürgerschaft als eine „Gesellschaft von Gleichen“ zu bezeichnen, die einer „in hierarchische Stufen gegliederten Feudalwelt“ gegenübergestanden habe und so als „eine der wichtigsten Frühformen abendländischer Demokratie“ bezeichnet werden könne (alle Zitate S. 5). Eine derartig simplifizierende Inanspruchnahme der Reichsstädte für demokratische Traditionen hätte sich jedoch Sönke Lorenz, aus dessen Feder sie stammt, sicher nicht im Vorwort eines wissenschaftlichen Bandes erlaubt. Die einzelnen Artikel zu den Städten sind reich bebildert und mit Stadtplänen und Touristikin-

formationen versehen und stammen von Fachleuten, die wissen, wovon sie schreiben und es in der Regel verstehen, den Zweck des Buches zu erfüllen: Geschichte lesbar zu machen, sowie zum einen für die eigenen Bürger Traditionspflege zu betreiben und zum anderen Touristen anzulocken. Die gute Ausstattung hat jedoch ihren Preis. Die 46,80 €, die zu zahlen sind, werden hoffentlich einer weiten Verbreitung nicht im Wege stehen.

Max Plassmann, Düsseldorf

VOLKER ZIEGLER, *Die Familie Jobst und das Chinin. Materialwarenhandel und Alkaloidproduktion in Stuttgart 1806-1927*, Berlin / Diepholz: Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik 2003, 181 S., Euro 25,-.
BEATE MACK, *Leben und Werk von Fridrich von Jobst (1786-1859). Unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der Drogen und Materialwarenhandlung Fridrich Jobst in Stuttgart zur Chemiefabrik Jobst in Feuerbach*; Univ. Tübingen: Dissertationsschrift 2003, 138 S.

Chinin, das wichtigste Alkaloid der Chinarrinde, das besonders zur Behandlung und Abwehr der Malaria angewandt wurde, verhalf der 1806 in Stuttgart gegründeten Drogen- und Materialwarenhandlung Fridrich Jobst zu europaweitem Ansehen. Die Firma, die 1828 mit der später nach Feuerbach verlagerten Chinin-Produktion begann, fusionierte 1887 zu den Vereinigten Chininfabriken Zimmer & Co. Frankfurt und wurde schließlich 1926 von Boehringer in Waldhof übernommen. Im Zeitalter der synthetischen Herstellung von Chinin ist der Name Jobst heute nur noch Wenigen bekannt. Umso erfreulicher ist es, dass sich jetzt gleich zwei

Dissertationen mit diesem Thema befassen haben und eine Fülle von Informationen dazu liefern.

Volker Ziegler promovierte in der Abteilung für die Geschichte von Naturwissenschaft und Technik am Historischen Institut der Universität Stuttgart. Seine Arbeit geht von einem interdisziplinären Ansatz aus. Leider wird dabei die Geschichte der Familie Jobst, ihr sozialer und gesellschaftlicher Aufstieg, aber auch ihre Bedeutung für die Förderung des wirtschaftlichen Lebens in Württemberg zu kurz thematisiert, selbst ein Stammbaum fehlt. So bleibt unerwähnt, dass Julius Jobst für den Ausbau des Neckars eintrat, um Württemberg und seine Industrien an das internationale Wasserstraßennetz anzuschließen, und dass er die Stuttgarter Handels- und Gewerbekammer in der Württembergischen Kammer der Landstände vertrat. Auch der Hinweis auf die heutige Adresse des Stuttgarter Firmenstandorts, Fritz-Elsass- statt Gartenstraße, fehlt, dabei hätten die entsprechend umgeschriebenen Bauakten im Stadtarchiv Stuttgart wichtige Details über die bauliche Entwicklung der Firma, vor allem über das erste Laboratorium oder die spätere Erweiterung der Chininherstellung geboten.

Die Stärke Zieglers liegt eindeutig im wirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen Bereich. Er zeigt, dass die Firma Jobst beispielhaft für eine Gründung im Bereich der pharmazeutischen Industrie steht, die nicht aus einem Apothekenlaboratorium hervorging. Die Entwicklung und die wissenschaftliche Forschung der Firma im Bereich der Chemie und Pharmazie, die ein Bindeglied zu heutigen chemischen Großunternehmen mit ihren Forschungsstätten ist, werden ausführlich in den Kontext zur allgemeinen Entwicklung der europäischen Chininproduktion und deren Hersteller gestellt. Auf die Verdienste zweier für das Gebiet der wissenschaftlichen Erforschung der Chinaalkaloide bedeutungsvollen Naturwissenschaftler, Oswald Hesse und Julius Morgenroth, wird besonders hingewiesen. Der Stutt-

garter Materialwarenhandel im 19. Jahrhundert, so macht die Arbeit deutlich, hatte überregionale Bedeutung bis in die Nachbarländer und nach Italien.

Beate Mack, die an der Fakultät für Chemie und Pharmazie der Universität Tübingen promovierte, wählte mit Ihrer Arbeit über den Firmengründer Fridrich Jobst ein Thema, das ihr erlaubte, neben dem Einwirken der naturwissenschaftlichen Fortschritte auf sein Handeln und der Bedeutung seines Unternehmens auch die Vielfalt seines facettenreichen Lebens übersichtlich und zielorientiert darzustellen, beispielsweise sein Eintreten für den Deutschen Zollverein und den Ausbau der Eisenbahn. Leider fehlt auch hier ein Stammbaum. Beide Arbeiten überschneiden sich; oftmals ergänzen sie sich: Frau Mack benutzte unbekannte Akten eines privaten Innsbrucker Apothekenarchivs und konnte nachweisen, dass die Firma Jobst 1852 eine Dampfmaschine mit 4 PS „zum Reiben von Apotheken- und Farbh Holz-Waren“ aufstellte. Ziegler hingegen fand einen Brand am Stuttgarter Marktplatz, dem ersten Firmensitz von Jobst, der den Standortwechsel in die Gartenstraße beschleunigt haben dürfte. Beide Arbeiten tragen auf ihre Weise dazu bei, dass die Chininfabrik Jobst und ihre Bedeutung nicht weiter der Vergessenheit ausgeliefert sind.

Wolfgang Kress, Stuttgart

ANDREAS KÖNIG / HOLGER RABE / GERHARD STREICH (Hrsg.), *Höxter. Geschichte einer westfälischen Stadt, Bd. 1: Höxter und Corvey im Früh- und Hochmittelalter*, Hannover: Verlag Hahnische Buchhandlung 2003, 16 Farbabb., 148 Abb., 512 S., Euro 33,-.

Seit dem 19. Jahrhundert finden sich in Höxter und der mit dieser eng verbundenen ehe-

maligen Reichabtei Corvey intensive Bemühungen, eine Gesamtdarstellung ihrer Geschichte vorzulegen. Diese Bemühungen sind in dem Vorhaben einer vierbändigen Geschichte der Stadt Höxter unter Einschluss der Abtei Corvey seit 1997 neu gebündelt worden. Von diesem Werk liegt jetzt der erste Band vor. Im Unterschied zur heute üblichen Praxis, Stadtgeschichten durch Autorenteamen in Form von Aufsatzsammlungen abzufassen, hat der vorliegende Band den Versuch unternommen, die Vorteile einer geschlossenen Abhandlung von Inhalten mit den Erkenntnissen mehrerer Fachexperten zu vereinen. Bearbeiter des Bandes sind mit den Herausgebern ein Archäologe und zwei Historiker mit unterschiedlichen Forschungsschwerpunkten. Sie haben in dem Band die historische Entwicklung Höxters von den Ursprüngen bis zur Zerstörung der Stadt 1271 nachgezeichnet. Zu diesen Hauptautoren hat eine Anzahl weiterer Autoren kleinere Beiträge zu dem Gesamtband geliefert. Dabei sind leider die Anteile der Hauptautoren zu wenig gekennzeichnet worden. Der Band geht zuerst der Überlieferung Höxters und Corveys nach, um sich dann mit der Besiedlung des Weserberglandes als Umgebung von Höxter in ur- und frühgeschichtlicher Zeit zu befassen. Die Anfänge der Stadt Höxter werden von den ersten Spuren einer Besiedlung des Stadtgebietes im 7./8. Jahrhundert, in der Zeit der Sachsenkriege und in der Gestalt des karolingerzeitlichen Vorgängerbaus der Kirche St. Kilian und ihres Friedhofes, aber auch der Abtei Corvey untersucht. Im folgenden Kapitel wird der Zeitraum von der Gründung der Abtei Corvey (822) bis ins 11. Jahrhundert abgehandelt. Ausgehend vom karolingischen Markt an der Weserfurt des Hellweges über die erste Befestigung der villa Hucxori geht die Darstellung über die ottonische Zeit bis zur Salierzeit, wobei die archäologischen Zeugnisse in einem gesonderten Kapitel behandelt werden. Das Kapitel „Der Brückenmarkt im 12. Jahrhundert“ zeigt

Höxter als Marktort, wobei Vergleiche zu anderen sächsischen Städten (Halberstadt, Quedlinburg) gezogen werden. Der Brückenmarkt wird auch archäologisch untersucht und Handelsgüter und Waren im Spiegel der Schriftquellen aufgezeigt. Eingehend werden auch die Münzen der Abtei Corvey und des Umlands von Höxter behandelt. Das folgende Kapitel ist der Entwicklung Höxters zur ummauerten Rechtsstadt gewidmet, wobei die Ministerialität Corveys ebenso wie die Vogtei in ihren verschiedenen Ausprägungen als Hoch-, Teil- und Stadtvogtei behandelt wird. Auch das Stadtsiegel aus dem 3. Viertel des 12. Jahrhunderts wird näher untersucht. Die Kirchengeschichte Höxters wird ausgehend von der Pfarrseelsorge über die Stifte und Klöster im Bereich der Stadt umfassend beschrieben. Das letzte Kapitel des Bandes untersucht die zur Stadt gewordene villa im 13. Jahrhundert bis zur Eroberung durch Simon von Paderborn (1271?) und die dadurch hervorgerufenen Zerstörungen. Neben den archäologischen Funden werden auch die Schriftquellen auf alle Überlieferungsspuren hin von den Verfassern abgeklopft und ein beeindruckendes Bild der frühen Stadt entwickelt. Der Rück- und Ausblick erschließt als Rekonstruktion die Siedlungen Höxter und Corvey mit ihren Brücken und der Konkurrenzsituation zueinander. Ein umfangreiches Register erschließt den Band.

Die Verfasser haben eine beeindruckende Stadtgeschichte von wissenschaftlich hoher Bedeutung geschaffen. Da die Untersuchung neben der eigentlichen Stadt Höxter auch die Geschichte der bedeutenden Reichsabtei Corvey mit umfasst, haben die Verfasser nicht nur Fragen der Stadt-, sondern auch der Klostergeschichte zu lösen gehabt. Sie haben sich diesen Schwierigkeiten meisterhaft unterzogen und eine treffliche Arbeit vorgelegt, die höchstes Lob verdient hat.

Immo Eberl, Ellwangen / Tübingen

INGRID SCHEURMANN / KATJA HOFFMANN / HANS-CHRISTIAN FELDMANN, *Kulturerbe bewahren. Förderprojekte der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, Bd. 1, Sakralbauten, Bd. 2, Öffentliche Bauten und Anlagen, Bd. 3, Schlösser, Burgen, Parks* hrsg. von der DSD, Bonn: *Monumente-Kommunikation GmbH* 2001, 2002, 2004, zahlr. Abb., 327 S., 247 S., 256 S., jeweils Euro 19,80.

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz (DSD) besteht fast 20 Jahre. Die ursprünglich insbesondere von den um ihre Kompetenzen besorgten Denkmalämtern der Bundesländer misstrauisch gesehene bundesweite Organisation hat mit der Wiedervereinigung einen ungeahnten Aufschwung erlebt. Zu Recht hat sie der Bund in seine Bemühungen um die Wiedergewinnung der Städte, Dörfer und Denkmäler in den „neuen“ Ländern einbezogen und sie damit zur mächtigsten Organisation in der Denkmalpflege gemacht. Dass die Stiftung parallel zum Finanztransfer eine kraftvolle Statur gewonnen hat, zeigt die Entwicklung vieler Aktivitäten. Es wurde eine eigene Verwaltung aufgebaut. Eigenständige Finanzierungsinstrumente (Stiftungsverwaltung, Stifter- und Sponsorenwesen) wurden entwickelt. Es gibt ein umfangreiches Ausbildungsangebot. Nicht zuletzt ist das reichhaltige publikumsorientierte Publikationsprogramm hervorzuheben. Bis heute hat sich kein breit angelegtes Periodikum für die gesamte Denkmalpflege auf dem Zeitschriftenmarkt etablieren lassen; lediglich für die Archäologie haben sich einige Titel halten können. Bemerkenswert ist daher der große Erfolg der von der DSD herausgegebenen Zeitschrift „Monumente“, mit der die Stiftung in vorbildlicher Weise Öffentlichkeitsarbeit für die gesamte Denkmalpflege leistet. Laufend begleitet sie hier auch die von ihr geförderten Projekte. Seit 2001 fasst sie zusätzlich einzelne Gruppen ihrer über 3000 Förderprojekte in Sammelbänden zusammen. Der Band „Sakralbauten“ nennt etwa allein

für Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen jeweils nahezu 200 Förderprojekte. Naturgemäß lag der Schwerpunkt der Zuwendungen in den neuen Bundesländern, auch wenn sich die Stiftung darum bemüht, die „alten“ Bundesländer, welche ihre eigenen Förderprogramme in den letzten Jahren geradezu sträflich vernachlässigt haben, nicht aus den Augen zu verlieren. Mit vollem Recht hebt die Einleitung das zunehmend an die Stelle der staatlichen Initiativen der Bundesländer tretende gesellschaftliche Engagement hervor. Fördern konnte die Stiftung einige Schwerpunktmaßnahmen wie etwa Großprojekte in den neuen Ländern (z.B. die Kirchen in Wismar). Auch kleinere Maßnahmen wie etwa die Restaurierung von Ausstattungsstücken einzelner Kapellen konnten unterstützt werden. Die stolze Bilanz der Stiftung illustrieren fachkundige Texte, Pläne und aussagekräftige Fotos zu ausgewählten Objekten. Gewisse Zweifel bleiben dem kritischen Leser, wenn er neben den geförderten „Habenichtsen“ auch prominente „Schwergewichte“ wie die „Alte Kapelle“ in Regensburg oder den Dom zu Aachen findet. Den Band „Öffentliche Bauten und Anlagen“ leiten Beiträge zu den Themen Denkmalschutz als Umweltschutz und Bürgerkultur und Denkmalbewusstsein ein. Behandelt werden rund 150 Beispiele, darunter befinden sich Theater, Spitäler, Rat- und Zunfthäuser, Denkmäler und Friedhofsanlagen. Städte und Gemeinden dürften sich vor allem für die kommunalen Projekte und ihre Finanzierung interessieren. Diese werden in einem anschaulichen Text- und Bildteil in Auswahl vorgestellt. Eine kritische Durchsicht wird manchen Kämmerer daran denken lassen, selbst einen Antrag an die Stiftung zu stellen, um eigene Projekte realisieren zu können. Doch die fehlenden Mittel der landeseigenen Denkmalpflege oder der Städtebauförderung kann die Stiftung nicht ausgleichen; auch sie wird künftig sparsamer haushalten müssen. Im Band „Schlösser, Burgen, Parks“ fassen Scheurmann und ihr Team die Förder-

tätigkeit für diese nur scheinbar „feudalen“ Denkmäler zusammen. Tatsächlich handelt es sich bei den Schlössern und Burgen oft um Identifikationsobjekte ganzer Städte, Regionen und Volkstämme. Deutlich wird dies etwa bei der einleitend vorgestellten Hohenzollernburg in Bisingen. Mit Macht und Vermögen der früheren Herren ist es meist vorbei. Die hohen Anforderungen der laufenden Erhaltung und Instandsetzung machen vereinte finanzielle Kraftakte nötig, zu denen auch die Stiftung in einigen Fällen beitragen konnte. Wer wollte es der Stiftung daher verdenken, dass sie auch vielleicht weniger Not leidende Anlagen wie Amerang, Frankenberg, Babenhausen und zahlreiche Objekte in Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen in ihre Förderprogramme einbezogen hat und sich nicht allein um die insgesamt desolate Burgen- und Schlösserlandschaft in den ostdeutschen Ländern kümmern wollte? Insgesamt legen die drei vorgelegten Bände mit ihren hervorragenden Texten und Abbildungen für Fachleuten wie für interessierte Laien gleichermaßen Zeugnis davon ab, wie die aus den unterschiedlichsten Quellen gespeisten mehr als 300 Mio. Euro Fördermittel sinnvoll verwendet wurden. Die Bände dokumentieren ausgewählte Denkmäler aus unserem überreichen kulturellen Erbe. Sie zeigen ihren zum Teil erbarmungswürdigen Zustand. Für die Zukunft vermittelt die Dokumentation aber auch Hoffnung auf deren Sicherung, Rettung und Erhalt.

Dieter Martin, Bamberg

ROLF LINDNER, *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt / New York: Campus Verlag 2004, 240 Seiten, Euro 24,90.*

Die alltägliche Arbeit eines Stadtforschers ist weder aufwändig noch spektakulär. Der

Großteil der Arbeit umfasst das Auswerten von Plänen, Befragungen und Statistiken, Archivarbeit und schließlich das Schreiben und Kartieren im stillen Kämmerlein. Anders als in anderen Forschungsdisziplinen sind weder kostspielige Apparaturen vonnöten noch Hundertschaften an Personal. Auf Ortsbegehungen macht sich der Stadtforscher zu Fuß ein Bild und hält zuhause fest, was er beobachtet. So pendelt er wie ein Webschiffchen zwischen Orten und Worten, während er versucht, ein hoch komplexes System, die Stadt, zu verstehen und zu beschreiben.

Dass diesem emsigen akademischen Wirken in nicht seltenen Fällen eine wilde Lust auf Abenteuer zugrunde liegt, deckt Rolf Lindner in seinem jüngst erschienenen Buch „Walks on the Wild Side – Eine Geschichte der Stadtforschung“ auf. Anhand von stadtethnographischen Studien der letzten 150 Jahre zeigt Lindner, Professor am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, wie die Faszination für „die andere Seite der Stadt“ die Motivation für viele Forscher darstellte und bis heute darstellt.

Es wäre interessant, auch einmal die unterschwelligsten Motive anderer Berufsgruppen (z.B. Ärzte, Archivare, Fernfahrer etc.) für ihre Arbeit zu untersuchen – vermutlich käme hier eine Vielfalt an kompensatorischen Momenten ans Tageslicht. Rolf Lindner schreibt für seinen Berufsstand erfrischend selbstoffenbarnd voran. Er legt für verschiedene Stadtforschungs-Pioniere dar, wie diese die Recherche im Feld benutzten, um aus ihrer gesellschaftlichen Rolle auszubrechen und nach „downtown“ hinabzusteigen, wo sie Spelunken und Halunken kennen lernten, mit denen sie sonst in ihrem normalen bürgerlichen und akademischen Dasein niemals in Kontakt gekommen wären. Er spannt dabei einen weiten Bogen vom zu Unrecht vergessenen Stadtforschungspionier Henry Mayhew (1812-1887) und der Londoner Armutsstudie des Sozialforschers Charles Booth (1840-

1916) über die wenig bekannten Erhebungen der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost (ca. 1911-1925) bis hin zur Chicago School of Urban Sociology (1920er Jahre) und zu der aktuellen Erforschung der South Side Chicago durch den Bourdieu-Schüler Loïc Wacquant. Dieses Panorama klassischer Studien gibt einen Einblick in die Entwicklung der Wissenschaftsdisziplin Ethnographie, die, von einer Faszination für fremde Völker und deren Bräuche und Sitten kommend, dazu überging, das Exotische im Hier und Jetzt, im städtischen Alltag zu suchen.

Die vorgestellten Studien – auch einige von den amerikanischen Forschungen beeinflusste Untersuchungen aus Deutschland werden beleuchtet – entführen uns in die ethnischen Enklaven und Elendsquartiere amerikanischer Städte (das North End von Boston, die South Side von Chicago), aber auch in das East End in London, den Berliner Osten und sogar in einige Dörfer des Hunsrücks. Wir lernen die Protagonisten kennen, die gleichzeitig Forschungsobjekte und Informanten darstellen: den Chicagoer „Hobo“ (Wanderarbeiter), die Londoner „Costermongers“ (Straßenhändler), die Boxer der Chicagoer South Side, kleine Leute, Bohemiens und so manchen Vertreter der Spezies „Eckensteher“. Es kommen Methoden der Stadtanalyse zur Sprache, von den quantitativen Werkzeugen survey und mapping bis hin zu den eher qualitativen wie der journalistisch-enthüllenden Dokumentation oder teilnehmenden Beobachtung.

Die Zusammenschau der Studien lässt den Leser jedoch vor allem nachvollziehen, wie unterschiedlich die einzelnen Forschergenerationen und -schulen die Lebensverhältnisse von Stadtbewohnern am Rande der Gesellschaft bewertet haben und wie sich folglich die Intention derartiger urbaner Forschungen im Laufe der Zeit wandelte: Die frühen surveys wurden überwiegend als Instrumente der Inspektion und Überwachung eingesetzt, ausgelöst durch Seuchen, die von

dicht besiedelten Armutsquartieren auf wohlhabendere Teile der Stadt überzugreifen drohten. Die Bemühungen der reformorientierten Settlement-Bewegung oder auch Friedrich Engels Berichte aus englischen Arbeitervierteln zielten auf eine Verbesserung der schlechten Wohnbedingungen der niederen Klassen ab und leiteten den Wandel von der Präventions- zur Verstehensperspektive ein. Dennoch schwang bei vielen Untersuchungen des 19. Jahrhunderts – selbst bei vergleichsweise progressiven – ein moralischer Unterton mit, der letztlich Charakter und Lebensweise der Slumbewohner für ihre eigenen schlimmen Lebensumstände mit verantwortlich machte. Dieses Verständnis wurde erst durch die Paradigmen der Chicago School endgültig abgelöst, die ein empirisches Vorgehen vertrat, das unvoreingenommen und zweckfrei zu erfolgen hatte. Dies bedeutete allerdings nicht, dass die Forschungsinhalte der stark feldorientierten und experimentierfreudigen Chicago School nicht genau selektiert wurden. Der journalistischen Prägung ihrer Vertreter folgend, richtete sich ihr Augenmerk oft auf höchst subjektive und damit exotisch anmutende Lebenswelten. Diese Exotisierung des Forschungsgegenstands kann man, so Lindner, im Übrigen auch weiten Teilen der seit den 1960er Jahren verfolgten Ghettoforschung anlasten.

Rolf Lindners Verdienst besteht auch darin, über diese übergeordneten Wertsetzungen in der Entwicklungsgeschichte der Stadtforschung hinaus auf die personal agenda der Forscher zu verweisen, deren Wunsch nach „authentischer Erfahrung“ bis heute aktuell ist und den sie im Übrigen mit der Bohème-Kultur teilen. Das Buch macht Lust, die Primärquellen anzuzapfen und die vorgestellten Studien unter diesem Aspekt selbst quer zu lesen. Hohen Unterhaltungswert hat das Buch dort, wo beschrieben wird, welcher abenteuerlicher Methoden sich einzelne Forscher bedient haben, um dem zu erkundenden Milieu näher zu kommen, etwa der standesge-

mäßen Kostümierung als Vagabund. Nicht zuletzt ist „Walks on the Wild Side“ angenehm zu lesen, da die Sprache weitgehend freigehalten wurde von im soziologischen und ethnologischen Jargon mitunter prächtig gedeihenden Wortungetümen wie z.B. „Selbstverortung“.

Karoline Brombach, Stuttgart

EINGEGANGENE BÜCHER 2004

(Besprechung bleibt vorbehalten)

1. Allgemeines

HORN, HEINZ GÜNTER / HELLENKEMPER, HANSGERD / ISENBERG, GABRIELE / KOSCHIK, HARALD (Hrsg.), Stadtentwicklung und Archäologie, Essen: Klartext Verl. 2004 (Schriftenreihe zur Bodendenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen 7).

IGGERS, GEORG / SCHOTT, DIETER / SEIDLER, HANNS / TOYKA-SEID, MICHAEL (Hrsg.), Hochschule, Geschichte, Stadt. Festschrift für Helmut Böhme, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2004.

KOLB, FRANK / mit MÜLLER-LUCKNER, ELISABETH, Chora und Polis, München: R. Oldenbourg Verl., 2004 (Schriften des Historischen Kollegs Kolloquien 54).

KÜPPER, UTZ J. / HENCKEL, DIETRICH / ROTHGANG, ERWIN / KIEPE, FOLKERT (Hrsg.), Die Zukunft unserer Städte gestalten. Chancen und Krisen, Berlin: Deutscher Städtetag 2003 (Die neuen Schriften des Städtetags 85).

PAHL, JÜRGEN, Stadtgestalt als Prozess. Versuch zur Entsprechung von Stadt und Gesellschaft an einem bewusstseinsgeschichtlichen Modell, Tübingen: Ernst Wasmuth in Komm. o.J. um 2003.

ZIMMERMANN, CLEMENS (Hrsg.) / mit HOPPE, NICOLE, Kleinstadt und Moderne. Arbeitstagung vom 15. bis 17. November 2002, Ostfildern: Jan Thorbecke 2003 (Stadt in der Geschichte 31).

2. Regionen

FRANK, JOSEF, Die Kreis- und Gemeinde-reform im Raum Buchen von 1968 bis 1974 und die neue Stadt Buchen 1974 bis 1999, Buchen: Verein Bezirksmuseum e. V. 2004 (Zwischen Neckar und Main 33).

KRÜGER, KERSTEN / PÁPAY, GYULA / KROLL, STEFAN (Hrsg.), Stadtgeschichte und historische Informationssysteme. Der Ostseeraum im 17. und 18. Jahrhundert, Beiträge des wissenschaftlichen Kolloquiums in Rostock vom 21 und 22. März 2002, Münster: Lit-Verlag 2003.

SEIDENSPINNER, WOLFGANG, Die Erfindung des Madonnenländchens. Die kulturelle Regionalisierung des Badischen Frankenlandes zwischen Heimat und Nation, Buchen: Verein Bezirksmuseum e. V. 2004 (Zwischen Neckar und Main 30).

3. Ortsgeschichten

ARNOLD, MITCHELL L., Die Abtei Herrenalb. Wie ihre Verwüstung zur Auflösung führte, Karlsruhe: Info-Verl. 2004.

BITTEL, CHRISTOPH, Heidenheim im Umbruch. Eine württembergische Industriestadt im politischen Wandel 1918-1920, Heidenheim: Stadtarchiv 2004 (Veröff. des Stadtarchivs Heidenheim a. d. Brenz 13).

ESCHER-APSNER, MONIKA, Stadt und Stift. Studien zur Geschichte Münstermaifelds im hohen und späten Mittelalter, Trier: Kliomedien 2004 (Trierer Historische Forschungen 53).

FETZ, HERMANN / MEYER-FREULER, CHRISTINE / GERING, JASMIN, Der Vicus sursee. Eine römische Kleinstadt zwischen Mittelland und Alpen. Erste Einblicke und Resultate, Sursee: Verl. Surseer Schriften, Stadtarchiv Sursee 2003 (Geschichte und Gegenwart 6).

FINK, OLIVER, Heidelberg neu entdecken, Guldenberg-Gleichen: Wartberg Verl. 2003 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg Sonderveröffentlichung 14).

- FRITZ, GERHARD / TREFZ, BERNHARD (Red.), Backnanger Jahrbuch. Beiträge zur Geschichte von Stadt und Umgebung, Bd. 11; Bd.12 hrsg. von der Stadt Backnang in Zusammenarbeit mit dem Heimat- und Kunstverein Backnang e. V., Backnang. Stroh Verl. 2003; 2004.
- JAHRBUCH 2003/2004, Heidenheim: Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz 2004.
- LORENZ, SÖNKE / SCHMAUDER, ANDREAS (Hrsg.), Welzheim. Vom Römerlager zur modernen Stadt, Filderstadt: Markstein Verl. 2003 (Gemeinde im Wandel 11).
- MÖRZ, STEFAN (Hrsg.), Geschichte der Stadt Ludwigshafen am Rhein. Bd. 1, Von den Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Bd. 2, Vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zur Gegenwart, Ludwigshafen am Rhein: Stadtarchiv 2003.
- MÜLLER, UWE, Der Stadt Schweinfurt Original-Privilegia und andere Brief, Bücher, Rechnungen und dergleichen. Archivalien zur Stadtgeschichte des 14. bis 16. Jahrhunderts, Schweinfurt: Stadtarchiv 2004 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 19).
- SCHUBERT, CHARLOTTE, Athen und Sparte in klassischer Zeit, Stuttgart: Verl. J. B. Metzler 2003.
- SEIDENSPINNER, WOLFGANG / mit GROSS, UWE / KOTZUREK, ANNE-GRET / SPINDLER, EVA / TESCHAUER, OTTO, Durlach, Durlach: Info-Verl. 2003 (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 24) (Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe 9).
- THOMMEN, LUKAS, Sparta. Verfassungs- und Sozialgeschichte einer griechischen Polis, Stuttgart: Verl. J.B. Metzler 2003.
- URQUIZO, WILEY LUDENA, Lima. Historia y urbanismo en cifras 1821-1970, Tomo 1, Kiel: Christian-Albrechts-Univ., Geographisches Institut 2004 (Kieler Arbeitspapiere zur Landeskunde und Raumordnung 45).
- ULRICH WAGNER (Hrsg.), Geschichte der Stadt Würzburg. Bd. 2, Vom Bauernkrieg 1525 bis zum Übergang an das Königreich Bayern 1814, Stuttgart: Theiss 2004.

4. Architekturen

- ALBRECHT, STEPHAN, Mittelalterliche Rathäuser in Deutschland, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2004.
- BÜHLER, DIRK, Brückenbau im 20. Jahrhundert. Gestaltung und Konstruktion, München: Deutsche Verlagsanstalt 2004
- FRECKMANN, KLAUS / SCHMIDT, BURGHART (Hrsg.), Häuser und ihre Geschichte im Hunsrück-Nahe-Raum, Marburg: Jonas-Verl. 2004 (Schriftenreihe zur Dendrochronologie und Bauforschung 4).
- GOER, MICHAEL / SCHMITT, KAREN, Historische Ausstattung, hrsg. vom Arbeitskreis für Hausforschung, Marburg: Jonas-Verl. 2004 (Jahrbuch für Hausforschung 50).
- HÖCKER, CHRISTOPH, Metzler Lexikon antiker Architektur. Sachen und Begriffe, Stuttgart: J.B. Metzler 2004.
- MAIER-SOLGK, FRANK / GREUTER, ANDREAS, Europäische Stadtplätze. Mittelpunkte urbanen Lebens, München: Deutsche Verlagsanstalt 2004.
- MISLIN, MIRON, Industriearchitektur in Berlin 1840-1910, Tübingen: Ernst Wasmuth Verl. 2002.
- WETZIG, ALEXANDER / STEMISHORN, MAX (Hrsg.), Architekturführer Ulm / Neu-Ulm, Tübingen: Ernst Wasmuth Verl. 2003.

5. Einzelne Bauten verschiedener Städte

- BLUM, PETER / HARTMANN, DAGMAR / HOPP, SABINE / QUOOS, FRITZ / KROESEN, NIELS, Kongresshaus Stadthalle Heidelberg. Das erste Jahrhundert, Ubstadt-Weiher: Verl. Regionalkultur 2003 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg Sonderveröff. 13).
- EISER, PETER / SCHIESSI, GÜNTER, Sündenfall an der Donau. Die Regensburger

- Ostnerwacht zwischen Kolpinghaus und Ostentor, hrsg. vom Forum Regensburg e.V., Regensburg: edition buntehund 2004.
- SCHIELE, KLAUS / GEISSELHART, SANDRA, 100 Jahr Gehrenbergturm. Ein Sinnbild der Moderne, Markdorf: Stadt 2004 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Markdorf 5).
- 6. Lebensbeschreibungen*
- FRIES, LORENZ, Chronik der Bischöfe von Würzburg 742-1495. Bd. 5, Wappen und Register, mit einem Beitrag von Kurt Borchardt "Die Wappen in der Chronik von Lorenz Fries", hrsg. von Ulrich Wagner und Walter Ziegler, Würzburg: Ferdinand Schöningh 2004 (Fontes Herbipolenses).
- FRANK, HARTMUT / VOIGT, WOLFGANG / WELLER, CHRISTIAN, Paul Schmitthenner 1884-1972, Tübingen: Ernst Wasmuth Verl. 2003.
- HUGGEL, DORIS, Johann Jacob Fechter (1717-1797). Ingenieur in Basel, Lindenberg im Allgäu: Kunstverl. Josef Fink 2004.
- TREFZ, BERNHARD (Hrsg.), Der "Boxeraufstand in China". Das Tagebuch des Gottlieb Brosi und andere Zeitzeugnisse, Backnang: Stadt, Fr. Strohm Verl. 2004 (Backnanger Forschungen 6).
- 7. Recht, Verfassung, Verwaltung, Politik*
- FRITZ-HAENDELER, RENATE / MÖLLER, BÄRBEL, Politikfeld Baukultur. Über Stadtfragen und den Zusammenhang von Lebensqualität und Stadtgestalt, Potsdam: Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr, Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung 2003.
- ISENSEE, JOSEF, Tabu im freiheitlichen Staat. Jenseits und diesseits der Rationalität des Rechts, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2003 (Schönburger Gespräche zu Recht und Staat).
- MATTHIESEN, ULF (Hrsg.), Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbasierte Stadtpolitik, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004.
- RANDERAAD, NICO (Hrsg.), Formation und Transfer städtischen Verwaltungswissens. Baden-Baden: Nomos Verl. 2003 (Jahrbuch für europäische Verwaltungsgeschichte 15).
- TÖGEL, BETTINA, Die Stadtverwaltung Berns. Der Wandel ihrer Organisation und Aufgaben von 1832 bis zum Beginn der 1920er Jahre, Zürich: Chronos 2004.
- 8. Bevölkerung und Soziale Gruppen*
- BINDING, GÜNTHER, Meister der Baukunst. Geschichte des Architekten- und Ingenieurberufs, Darmstadt: Primus Verl. 2004.
- HEIDELBERGER, WERNER, Adel, Ministerialität und Rittertum im Mittelalter, München: R. Oldenbourg Verl 2004 (Enzyklopädie Deutscher Geschichte 72).
- WALDRAUCH, HARALD / SOHLER, KARIN, Migrantenorganisationen in der Großstadt. Entstehung und Aktivität am Beispiel Wien, Frankfurt a. M.: Campus 2004 (Wohltätigkeit und Sozialforschung 14).
- 9. Wirtschaft, Finanzen, Kommunale Einrichtungen*
- BECK, ANNEGRET, Die Erneuerer. 25 Jahre Sanierungstreuhand Ulm GmbH, Ulm: KSM-Verl. 2004.
- ENGLER, HARALD, Die Finanzierung der Reichshauptstadt. Untersuchungen zu den hauptstadtbedingten staatlich bedingten Ausgaben Preußens und des Deutschen Reiches in Berlin vom Kaiserreich bis zum Dritten Reich 1871-1945, Berlin: Walter de Gruyter 2004 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 705).
- GEISTER, ALBRECHT ALEXANDER, Zur Geschichte der Westdeutschen Kieferkli-

nik. Ihre Entstehung und Einbettung in die Düsseldorfer Krankenanstalten und die Medizinische Akademie, Düsseldorf: Stadt 2004 (Veröff. aus dem Stadtarchiv Düsseldorf 11).

HILL, THOMAS, Die Stadt und ihr Markt. Bremens Umlands- und Außenbeziehungen im Mittelalter, 12.-15. Jahrhundert, Stuttgart: Franz Steiner Verl. 2004 (VSWG-Beihefte 172).

KIL, WOLFGANG, Luxus der Leere. Vom schwierigen Rückzug aus der Wachstumswelt, eine Streitschrift, Wuppertal: Verl. Müller & Busmann KG 2004.

SCHNEIDER, VOLKER / TENBÜCKEN, MARC (Hrsg.), Der Staat auf dem Rückzug. Die Privatisierung öffentlicher Infrastruktur, Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2004.

10. Umwelt

HAAG, ERICH, Grenzen der Technik. Der Widerstand gegen das Kraftwerkprojekt Urseren, Zürich: Chronos 2004 (Interferenzen 10).

MADER, GÜNTER, Freiraumplanung. Hausgärten, Grünanlagen, Stadtlandschaften, München: Deutsche Verlagsanstalt 2004.

UEKÖTTER, FRANK, Von der Rauchplage zur ökologischen Revolution. Eine Geschichte der Luftverschmutzung in Deutschland und den USA 1880-1970, Essen: Klartext Verl. 2003 (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen Schriftenreihe A, Darstellungen 26).

11. Städte- und Wohnungsbau

BUCK, HANNSJÖRG F., Mit hohem Anspruch gescheitert. Die Wohnungspolitik der DDR, Münster: Lit-Verl. 2004 (Dokumente und Schriften der Europäischen Akademie Otzenhausen 122).

DINCAL, NOYAN, Istanbul und das Wasser. Zur Geschichte der Wasserversorgung und Abwasserentsorgung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1966,

München: R. Oldenbourg Verl. 2004 (Südosteuropäische Arbeiten 120).

12. Alltagsgeschichte

HEYL, CHRISTOPH, A Passion for Privacy. Untersuchungen zur Genese der bürgerlichen Privatsphäre in London 1660-1800, München: Oldenbourg 2004 (Veröff. des Deutschen Historischen Instituts London 56).

13. Kirche und Religion

KAISER, JÜRGEN, Klöster in Baden-Württemberg. 1200 Jahre Kunst, Kultur und Alltagsleben, mit Fotografien von Joachim Feist, Stuttgart: Theiss 2004.

WEINBERGER, LÜDWIG, Moderne und Barock. Christkönigkirche und Rossakkerkapelle in Rosenheim, Rosenheim: Historischer Verein Rosenheim e. V. 2004 (Beiträge zur Rosenheimer Stadtgeschichte 8).

14. Museumswesen

LÖSCHE, DIETRICH (Red.), Museumsverein Hameln. 105 Jahre Museumsverein und Museum Hameln, Hameln: Museumsverein 2004 (Schriftenreihe des Museumsvereins Hameln e. V. 2).

15. Stadt und Kunst

DRESCHER, GEORG (Hrsg.), Vom Heiligen Land zu den Ufern von Rhein und Main. Gedruckte Städtebilder aus fünf Jahrhunderten (1474-1847). Ausstellung der Bibliothek Otto Schäfer in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Schweinfurt vom 19. September bis 30. November 2004, Schweinfurt: Bibliothek Otto Schäfer 2004.

JACOB, ANDREAS / HOFMANN-RANDALL, CHRISTINA (Hrsg.), Erlanger Stadtansichten. Zeichnungen, Gemälde

- und Graphiken aus sieben Jahrhunderten, Erlangen: Stadtarchiv, Universitätsbibliothek Erlangen 2003 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Erlangen 1).
- OEXLE, OTTO GERHARD / PETNEKI, ARON / ZYGNER, LESZEK (Hrsg.), Bilder gedeuteter Geschichte. Das Mittelalter in der Kunst und Architektur der Moderne, Göttingen: Wallstein Verl. 2004 (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 23).
- Zur Besprechung vorgesehene Bücher
- AYERS, ANDREW, *The Architecture of Paris*, Stuttgart, Fellbach: Edition Axel Menges GmbH 2004.
- BALUS, WOICIECH, *Krakau zwischen Tradition und Moderne. Zur Geschichte der Architektur und der öffentlichen Grünanlagen im 19. Jahrhundert*, Stuttgart: Franz Steiner Verl. 2003 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Europa 18).
- BOECKL, MATTHIAS (Hrsg.), *Stadt Umbau*, Wien, London: Springer 2003 (Edition Architektur aktuell 4).
- BRIX, MICHAEL, *Der barocke Garten. André Le Notre in Vaux Vicomte, Magie und Ursprung*, Stuttgart: Arnoldsche Art Publishers 2004.
- BRÖCKER, NICOLA / KRESS, CELINA, *Südwestlich siedeln. Kleinmachnow bei Berlin, von der Villenkolonie zur Bürgerhaussiedlung*, Berlin: Lukas Verl. 2004.
- CHU, ZHI HAO, *Die moderne chinesische Architektur im Spannungsfeld zwischen eigener Tradition und fremden Kulturen. Aufgezeigt am Beispiel Wohnkultur in der Stadt Shanghai*, Frankfurt a. M.: Lang 2003 (Europäische Hochschulschriften Reihe 37 Architektur 25).
- CONNERT, BEATE, *Mannheim. Vom Wiederaufbau einer deutschen Stadt*, Rostock: Edition M 2004 (Grundrisse 10).
- CRAMER, JOHANNES / GORALCZYK, PETER / SCHUMANN, DIRK (Hrsg.), *Bauforschung. Historische Bauforschung zwischen Marketingstrategie und öffentlichem Abseits*, Berlin: Lukas Verl. 2004.
- CZECH, HERWIG, *Erfassung, Selektion, "Ausmerze". Das Wiener Gesundheitsamt und die Umsetzung der nationalsozialistischen "Erbgesundheitspolitik" 1938 bis 1945*, Wien: Deuticke 2003 (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte).
- DIENEL, HANS-LUIDGER (Hrsg.), *Unconnected Transport Networks. European intermodul Traffic Junctions 1800 – 2000*, Frankfurt a. M.: Campus 2004 (Beiträge zur Historischen Verkehrsforschung des Deutschen Museums 6).
- DITTRICH, ELKE, *Ernst Sagebiel. Leben und Werk 1892-1970*, Berlin: Lukas Verl. 2004.
- DONATH, MATTHIAS, *Architektur in Berlin 1933-1945. Ein Stadtführer*, Berlin: Lukas Verl. 2004.
- EITEL, PETER, *Ravensburg im 19. und 20. Jahrhundert. Politik, Wirtschaft, Bevölkerung, Kirche, Kultur, Alltag, Ostfilern*: Jan Thorbecke 2004.
- FINGERHUTH, CARL, *Learning from China. Das Tao der Stadt*, Basel: Birkhäuser 2004.
- FUCHS, KARLHEINZ, *Baukunst im deutschen Südwesten. Architekten und Baumeister aus acht Jahrhunderten*, Leinfelden-Echterdingen: DRW-Verl. 2004.
- GOEBEL, BENEDIKT, *Der Umbau Alt-Berlins zum modernen Stadtzentrum*, Berlin: Verlagshaus Braun 2003 (Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin 6).
- GRÄF, HOLGER TH. / KELLER, KATRIN (Hrsg.), *Städte-landschaft. Réseau urbain, urban network, Städte im regionalen Kontext in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Köln: Böhlau, 2004 (Städteforschung Reihe A 62).
- GUSSEK-REVERMANN, ANJA / KILIAN, HEINZ, *Münster und die Eisenbahn*, Münster: Ardey-Verl. 2004.
- HABEL, HUBERTUS, *Voraus zur Unzeit. Coburg und der Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland*, Coburg: Bayerisches Staatsarchiv 2004 (Coburger Stadtgeschichte 2).
- HALLER, CHRISTIAN, *Der "Ausländereinsatz" in Pforzheim während des Zweiten Weltkrieges*, Ubstadt-Weiher: Verlag Re-

- gionalkultur 2004 (Materialien zur Stadtgeschichte 17).
- HÜNEMÖRDER, KAI F., Die Frühgeschichte der globalen Umweltkrise und die Formierung der deutschen Umweltpolitik 1950-1973, Stuttgart: Franz Steiner Verl. 2004.
- JOHANEK, PETER / POST, FRANZ-JOSEPH (Hrsg.), Vielerlei Städte. Der Stadtbegriff, Köln: Böhlau, 2004 (Städteforschung Reihe A 61).
- KALCHTHALER, PETER, Kleine Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Eine kommentierte Chronik, Freiburg i. Br.: Rombach, 2. erg. Aufl., 2004.
- KÄHLING, KERSTIN, Aufgelockert und gegliedert. Städte- und Siedlungsbau der fünfziger und sechziger Jahre in der provisorischen Bundeshauptstadt Bonn, Bonn: Stadt, Stadtarchiv, Stadthistorische Bibliothek 2004.
- KAUFHOLD, KARL HEINRICH / REININGHAUS, WILFRIED (Hrsg.), Stadt und Bergbau, Köln: Böhlau, 2004 (Städteforschung Reihe A 64).
- KLUSSMANN, JAN, Zwangsarbeit in der Kriegsmarinestadt Kiel 1939-1934, Bielefeld: Verl. Für Regionalgeschichte 2004 (Miteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 81).
- KOCH, ANDREAS / mit REHLING, ANDREAS, Gelsenkirchner Bibliographie, Essen: Klartext 2004 (Schriften des Instituts für Stadtgeschichte Materialien 9).
- KUAN, SENG, Shanghai. Architecture and urbanism for modern China, München: Prestel 2004.
- KUDER, THOMAS, Nicht ohne Leitbilder in Städtebau und Planung. Von der Funktionstrennung zur Nutzungsmischung, Berlin: Leue, 2004 (Edition Stadt und Region 10).
- LANGE, RALF, Architekturführer Hamburg, Stuttgart, Fellbach: Edition Axel Menges GmbH 2003.
- MATHEUS, MICHAEL, Stadt und Wehrbau im Mittelrheingebiet, Stuttgart: Franz Steiner Verl. 2003 (Mainzer Vorträge 7).
- MEINHARDT, MATTHIAS / RANFT, ANDREAS (Hrsg.), Sozialstruktur und Sozialtopographie vorindustrieller Städte, Berlin: Akademie Verl. 2004 (Historische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 1).
- MINTA, ANNA, Israel bauen. Architektur, Städtebau und Denkmalpolitik nach der Staatsgründung 1948, Berlin: Reimer 2004.
- MÜLLER, CHRISTINE, Landgräfliche Städte in Thüringen. Die Städtepolitik der Ludowinger im 12. und 13. Jahrhundert, Köln: Böhlau 2003 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Kleine Reihe 7).
- MÜLLER, MARCO, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Rastatt 1815-1890. Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 2004 (Stadt Rastatt Stadtgeschichtliche Reihe 8).
- NIEDERMAIER, PAUL, Städtebau im Spätmittelalter. Siebenbürgen, Banat und Kreischgebiet 1348-1541, Köln: Böhlau, 2004.
- OBERTREIS, JULIA, Wohnen in Leningrad. Revolutionäre Entwürfe, sowjetische Politik und häuslicher Alltag 1917-1937, Köln: Böhlau, 2004 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas 37).
- OSWALT, PHILIPP (Hrsg.), Schrumpfende Städte. Ein Initiativprojekt der Kulturstiftung des Bundes, Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz 2004
- PACZKOWSKI, RENATE (Hrsg.), "wird die fernste Zukunft danken". Kiels Geschichte und Kultur bewahren und gestalten, Festschrift für Jürgen Jensen, Neumünster: Wachholtz 2004 (Sonderveröffentlichung der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 47).
- PATZER, GEORG, Kleine Geschichte der Stadt Karlsruhe, Karlsruhe: Braun 2004.
- ROSENFELD, GAVRIEL DAVID, Architektur und Gedächtnis. München und Nationalsozialismus, Strategien des Vergessens, München: Dölling & Galitz 2004.
- SCHARF, EGINHARD, "Man machte mit uns, was man wollte". Ausländische Zwangsarbeiter in Ludwigshafen am Rhein 1939-1945, Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 2004 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Ludwigshafen am Rhein 33).

- SCHEDIWIY, ROBERT, Städtebilder. Reflexionen zum Wandel in Architektur und Urbanistik, Münster: Lit-Verl. 2004.
- SCHIPMANN, JOHANNES LUDWIG, Politische Kommunikation in der Hanse 1550-1621. Hansetage und westfälische Städte, Köln: Böhlau, 2004 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte 55).
- SCHLOSS LUDWIGSBURG, GESCHICHTE EINER BAROCKEN RESIDENZ, hrsg. von den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Staatsanzeiger Verl. Stuttgart, Tübingen: Silberburg Verl. 2004.
- SCHMITT, MICHAEL (Bearb.), Münster. Erfassung westfälischer Ortsansichten vor 1900, Münster: Ardey-Verl. 2004.
- SCHULTES, AXEL / FRANK, CHARLOTTE, Kanzleramt Berlin, Stuttgart, Fellbach: Edition Axel Menges GmbH 2004.
- SEDLACEK, PETER, Evaluation in der Stadt- und Regionalentwicklung, Wiesbaden: VS Verl. Für Sozialwissenschaft 2004.
- SIEBEL, WALTER (Hrsg.), Die Europäische Stadt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004 (Edition Suhrkamp 2323).
- SPITZELBERGER, GEORG (Red.), Weltberühmt und vornhem. Landshut 1204-2004. Beiträge zu 800 Jahren Stadtgeschichte, Landshut: Arcos Verl. 2004.
- STING, ALBERT, Geschichte der Stadt Ludwigsburg. Bd. 2, Von 1816 bis Kriegsende 1945, Ludwigsburg: Ungeheuer & Ulmer 2004.
- TAYLOR, FREDERICK, Dresden. Dienstag 13. Februar 1945. Militärische Logik oder blanker Terror, München: C. Bertelsmann 2004.
- THOMAS, HORST (Hrsg.), Denkmalpflege für Architekten und Ingenieure. Vom Grundwissen zur Gesamtleitung, Köln: Müller, 2. überarb. Aufl., 2004.
- TIMM, CHRISTOPH, Pforzheim. Kulturdenkmale im Stadtgebiet, Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 2004 (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland).
- TROST, RALPH, Eine gänzlich zerstörte Stadt. Nationalsozialismus, Krieg und Kriegsende in Xanten, Münster: Waxmann 2004 (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas 11).
- URUSSOWA, JANINA, Das neue Moskau. Die Stadt der Sowjets im Film 1917-1941, Köln: Böhlau, 2004.
- WEISS, ALEXANDER, Sklave der Stadt. Untersuchungen zur öffentlichen Sklaverei in den Städten des römischen Reiches, Stuttgart: Franz Steiner Verl. 2003 (Historia Einzelschriften 173).
- WERNICKE, JOACHIM / SCHWARTZ, UWE, Der Koloss von Prora auf Rügen. Gestern, heute, morgen, Königstein: Langewiesche Königstein 2003.
- WETTENGEL, MICHAEL / WEIG, GEBHARD (Hrsg.), Stadt Menschen. 1150 Jahre Ulm, die Stadt und ihre Menschen, Ulm: Ebner Verl. 2004.
- WIRTZ, CAROLIN, Köln und Venedig. Wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen im 15. und 16. Jahrhundert, Köln: Böhlau, 2004 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 57).